

1. Kapitel

Der Engel schwebte über die weiten Kontinente und unendlichen Meere. Wieder auf der Suche nach einem ihm zum Schutze Anbefohlenen war er. Seit nunmehr vierhundertvierundsechzig Jahren zog er still und in immer wäherender Gleichmäßigkeit seine Bahn. Auch er gehörte zum Korps der himmlischen Heerscharen. Obwohl sie allesamt dem Herrn unterstellt waren, besaßen sie doch eine große Ermessensfreiheit. Diese Boten Gottes wurden nie älter und lebten ewig. Sie wurden nicht geboren, sondern waren schon seit unendlichen Zeiten existent. Weder weiblich noch männlich waren sie, sondern übernatürliche, geschlechtslose Wesen. Sie brauchten keine Luft und keine Liebe. Keine Namen besaßen sie. Nur die Manager unter den Engeln hatten solche. Da gab es die übermächtige Dreifaltigkeit der Erzengel Michael, Gabriel und Raphael. Das waren die Chefs. Weiterhin gab es die sechsflügligen Cherubim und die vierflügligen Seraphim. Obwohl sie mehr Schwingen hatten und aufgrund dessen schneller hätten fliegen können als die gewöhnlichen Engel, waren sie doch nur dazu da, am Throne Gottes zu stehen und den Herrn immerfort zu lobpreisen. In der himmlischen Hierarchie standen sie unmittelbar unter der Dreiheit der Erzengel und waren diesen fast ebenbürtig. Luzifer, der ehemalige Bote Gottes, der einst strahlendste aller Engel, war entlassen worden, weil er angefangen hatte selbstständig zu denken. Aber auch er musste sich dem ewigen Gesetz beugen, das da lautete, dass der Hochmut vor dem Fall käme. Er leitete jetzt seine eigene Entsorgungsfabrik. Der armen Seelen, die eine Todsünde begangen hatten und diese nicht mehr rechtzeitig bereuen konnten, nahm er sich an. Anfänglich heizte er die satanischen Öfen mit Koks. Später stieg er auf Öl um. Neuerdings bediente er sich der Kernenergie. Der Hölle stand er vor, die sich tief im Inneren der Erde befand und versuchte, so gut es ging den Betrieb aufrechtzuerhalten. Im Laufe der Jahrtausende bekam er immer mehr zu tun, denn die Zahl der Verdammten stieg unaufhörlich. Nach jedem Krieg musste er wieder Hilfsteufel, die auf Abruf bereitstanden, anfordern, damit die anfallende Arbeit bewältigt werden konnte. Wenn es einmal zu heiß wurde, aktivierte er einen Vulkan und ließ den überschüssigen Dampf entweichen. Außergewöhnlich gute Kunden waren in letzter Zeit die vermeintlichen Friedensstifter jener Völkerorganisation, die in New York ihren Hauptsitz hatte. Sie stellten das größte Kontingent der Verdammten, denn sie zogen die bewaffneten Auseinandersetzungen unnötig in die Länge, weil ihnen die Darwin'sche Lehre scheinbar unbekannt war. Ab und zu hatten Luzifer und seine Mannen so viel zu tun, dass sie sich wünschten im Himmel geblieben zu sein, denn dann hätten sie ein ruhigeres und beschaulicheres Dasein führen können. Seit längerem schon trug Luzifer sich mit dem revolutionären Gedanken, das ganze höllische System zu reorganisieren und die gesamte Unterwelt, einschließlic des Furcht erregenden, aber treuen Wachhundes Zerberus in die Unendlichkeit des Weltalls umzusiedeln. Das arbeitsintensive Heizen wäre dann auch nicht

mehr vonnöten, da es Sonnenenergie im Überfluss gäbe. Mit den Boten des Allgütigen würde es zu keinem Konflikt kommen, da diese völlig andere Aufgaben als der Diabolus hatten. Manchmal kam es vor, dass die himmlischen Engel mehr als tausend Jahre frohlockend umherschwebten, bevor sie sich wieder eines Schützlings annahmen. Im Gegensatz zu Luzifer waren diese glücklichen Boten des Allmächtigen keinem allzu hohen Arbeitsdruck ausgesetzt.

Der Engel, um den es sich hier handelte, hatte als letzten Schützling den etwas ungestümen Albrecht. Dieser war am dreihundertachtundzwanzigsten Tag, an einem Samstag, Anno Domini MCDXIV, im sächsisch-anhaltinischen Tangermünde geboren worden. Mit ihm hatte der Engel große Schwierigkeiten gehabt, denn Albrecht war sehr eigensinnig. Aber der Engel war ihm wohlgesonnen, legte Fürsprache für ihn ein und beschützte ihn mehr als siebenzig Jahre. Am siebenzigsten Tag, auch wieder an einem Samstag, Anno Domini MCDLXXXVI, begleitete er ihn, von Frankfurt am Main, zum Herrn. Während seines langen Lebens hatte Albrecht oft blutige Kriege geführt und mithilfe seines Engels neunzehn gesunde Kinder gezeugt. Er liebte das Essen und Trinken sehr. Der Engel hatte ihn gut geleitet und kehrte wieder, nach so vielen Jahren, in das alte Europa zurück. In den vierhundertvierundsechzig Jahren hatte sich nichts Wesentliches verändert. Die menschliche Natur war gleich geblieben. Aus der Sicht des Engels, mit seiner unendlich langen Erfahrung und dem kompletten Überblick, war also alles beim Alten geblieben. Beladen mit ihren Ängsten und erfüllt von ihren Sehnsüchten, zogen die Menschen weiter durch dieses Jammertal, das sie Erde nannten. Unentwegt hofften sie, wie schon so viele Generationen vor ihnen, dass es einmal besser werden würde.

Den Engel führte die Reise erneut nach Deutschland. Auch diesmal sollte sein zukünftiger Schützling ein Knabe sein. Bei einer Bauernfamilie ließ er sich am siebenzigsten Tage, wiederum an einem Samstag, Anno Domini MCML, nieder. Ein kalter Tag war es mit leichtem Schneegestöber. Zwei Kinder gebar die Bäuerin kurz vor Mitternacht: Sebastian und dessen Zwillingsbruder, der als erster das Licht der Welt erblicken sollte, auf dass er dem Jüngeren den Weg bahne. Des kleinen und schwächeren Sebastians nahm sich der Engel an. Ab jetzt sollte er dessen Leben beobachten, führen und begleiten. Von alledem wusste Sebastian nichts. Außer dem Zwillingsbruder, seinem Alter Ego während der Fetalphase und in der frühen Kindheit, hatte er noch drei ältere Brüder.

Katholisch getauft wurden die Zwillinge bereits nach einundsechzig Stunden in der Reihenfolge ihrer Geburt, damit der Schwächere dem Vorbild des Stärkeren folgen könne. Einige Wochen später schon übernahm die Großmutter die Erziehung des Jüngeren der beiden. Sie wohnte auch auf dem Bauernhof und war die Mutter von Sebastians Vater. Zwischen ihnen gab es nur einen stark reduzierten Kontakt und daher auch keine Streitigkeiten. Sebastians Mutter hatte auf den Hof eingeheiratet und deswegen keinen großen Einfluss. Diesem uralten, ungeschriebenen Gesetz, das da lautete, ora et

labora, bete und arbeite, aber sei vor allem dem Manne und der Schwiegermutter untertan, hatte auch sie sich in Demut zu beugen. Die einzige Möglichkeit, die sich ihr in dieser ausweglosen Situation darbot, ergriff sie und zog sich in die Passivität zurück.

Dies sah der Engel und ließ es so. Zehn Jahre sollte es währen.

Noch viele Tanten und Onkel hatte Sebastian, die ihn aber nicht sonderlich interessierten. Die wichtigste Bezugsperson für ihn war die Großmutter. Schon siebzig war sie zurzeit seiner Geburt. Außerdem hatte sie rotes Haar und war korpulent. Alle Zähne waren ihr schon ausgefallen. Aus diesem Grunde besaß sie ein Gebiss, das sie aber nur äußerst selten trug, da es nicht richtig passte. Meistens lag es im Schrank. Dort wurde es in einem Glas aufgehoben und nur zu besonderen Anlässen hervorgeholt. Wenn die Großmutter es dann vorsichtig in den Mund hineinschob, dauerte es immer ein Weilchen, bis es an die richtige Stelle gekommen war. Mitunter tat sie sich sehr schwer damit, da ihr die notwendige Routine offensichtlich fehlte. Der Versuch dann den Mund zu schließen gelang ihr sogar mit einiger Mühe noch. Zusammenkneifen aber konnte sie die Lippen nicht mehr, selbst wenn sie sich dabei kräftig angestrengt hätte. Dafür waren die Zähne zu groß. Die untere Partie ihres Gesichtes, deren Konturen sich durch das Gebiss leicht veränderten, empfand Sebastian immer als etwas Lustiges, da alles so auffallend nach vorne gewölbt aussah. Manchmal musste die Großmutter selbst darüber lachen, wenn sie sich im Spiegel betrachtete und mit leichtem Entsetzen feststellte, dass ihre Lippen kaum die falschen Zähne verbergen konnten. Außer ästhetischen gab es auch noch praktische Gründe das Gebiss so wenig wie möglich zu tragen. Ihre Artikulation wurde undeutlicher und manchmal fing sie an zu lispeln. Mitunter war es für Sebastian dann schwer sie zu verstehen. Aufgrund dieser unerwünschten Begleiterscheinungen kam es dazu, dass sie die künstlichen Zähne immer seltener benutzte, obwohl sie diesen ungeliebten Zahnersatz doch noch jedes Mal in ihre Handtasche steckte, wenn sie in die Stadt ging.

Viele Freundinnen hatte die Großmutter und war daher oft unterwegs, zu Fuß meistens. Zuweilen benutzte sie auch die Straßenbahn. Die Schimpferei war ihre liebste Beschäftigung. Ein gewilliges Opfer war Sebastians Mutter, denn die konnte sich nicht wehren. Das Gezeter über die ungeliebte Schwiegertochter fand nicht direkt statt, sondern lief über Sebastian und dessen Brüder.

Der Engel nahm keinen Anstoß daran, denn er wusste, dass es schon seit ewigen Zeiten so war und auch weiterhin so bleiben würde.

Während ihrer Kindheit genossen Sebastian und sein Zwillingsbruder große Freiheiten bei der Großmutter. Im Heu und im Stroh, auf den Wiesen und am Bach, der in unmittelbarer Nähe des Hofes vorbeifloss, spielten sie tagsüber. Die schwarzweiß gefleckten Kühe sahen sie. Wie diese, täglich zweimal, mit der Hand gemolken wurden, konnten sie miterleben,

sooft sie nur wollten. Es wurden Kälber, Katzen und Fohlen geboren.

Nach dem sonntäglichen Kirchgang und dem sich daran anschließenden Frührschoppen, brachte der Vater den Zwillingen immer eine Tafel Milchsokolade mit. Er redete nicht viel. Oft schimpfte er geradeso wie die Großmutter.

Als Sebastian drei Jahre alt war, fasste der Engel den Beschluss ihn langsam und sanft an die Sexualität heranzuführen. Aus seiner langjährigen Erfahrung wusste er, dass dies nicht früh genug geschehen könne, damit eine völlige Integration von Geist und Körper gewährleistet sei. Im Laufe von zwei Jahren hatte er drei außergewöhnliche Ereignisse geplant, damit Sebastian ja nicht erschrecke und womöglich ein immer währendes Trauma davontrage. Bei dem kriegerisch aggressiven Albrecht, vor fünfhundertsechsdreißig Jahren, war dem Boten Gottes ein kleines Missgeschick unterlaufen. Er hatte ihn, in diesem zarten Alter, einer nymphoman-pädophil veranlagten Magd anvertraut, die sich schwer an ihm vergangen hatte. Diesmal sollte dieses Ungeschick vermieden werden. Drei männliche Kandidaten hatte sich der Engel für alle drei Vorfälle ausgesucht. Der erste Auserwählte war ein Nachbarsjunge von fünf Jahren.

Seit einiger Zeit schon kam dieses risikofreudige Bübchen zum Hof von Sebastians Eltern. Dort spielte es mit Sebastian und dessen Zwillingsbruder, meist in der frischen Luft auf den Wiesen. An einem Frühsommertag, dort draußen, zog es, während sie zu dritt froh und unbekümmert herum tobten, plötzlich seine Hose herunter, hockte sich hin und verrichtete seine Notdurft. Während es in dieser Hockstellung dort saß, bat es Sebastian und seinen Zwillingsbruder ihm Bündel frischen Grases zu pflücken, damit es sich den Hintern abwischen könne. In diesem Moment kam ein merkwürdiges Gefühl über Sebastian, das er noch nicht kannte. Er fühlte eine innere Aufwühlung, eine ihm noch unbekannt Spannung und eine, in dieser Stärke, erstmals erlebte Sensation. Mit all seiner Kraft rupfte er das duftende Gras und brachte es dem Hockenden. Dieses herrliche Ärschlein schaute er sich an, bewunderte und roch die Exkremete. Er war verblüfft über seine eigene Erregung. Der spontane Bengel wischte sich den kleinen Hintern säuberlich ab, stand auf, zog die Lederhose herauf und die drei Kerlchen spielten ausgelassen weiter.

Der Engel war zufrieden, denn dieses erste behutsame Heranführen seines Schützlings an die Sexualität war ihm glänzend gelungen.

Fast ein Jahr später fand das zweite Ereignis statt. Einen Siebzehnjährigen hatte der Engel diesmal auserkoren.

An einem schwülen Tag im Spätsommer geschah es. Sebastians Vetter, ein schlanker Jüngling von siebzehn Jahren, war auf dem Hof zu Besuch. Im vierten Lebensjahr war Sebastian. Gegen Abend brach ein furchtbares Gewitter los. Dermaßen heftig war der begleitende Wolkenbruch, dass der kleine Bach, der am Hof vorbeifloss, in kürzester Zeit zu einem reißenden Strom anschwell und über die Ufer trat. Die gesamte Familie musste hinaus und retten, was zu retten war. Bis fast zum Haus

stiegen die wilden Wassermassen. Sebastian, sein Zwillingsbruder und die Großmutter hielten sich in der großen Wohnküche auf. Sie musste Sebastian trösten. Langsam zog das Unwetter vorbei, das Wasser sank und die älteren Brüder und der siebzehnjährige Vetter kamen, völlig durchnässt, wieder ins Haus. Draußen war alles in Sicherheit. Mittlerweile waren die Lampen an. Vor dem alten Küchenschrank stand der Vetter und fing an seine nassen Kleider auszuziehen. Sehr schnell ging der Vorgang des Sich-Entkleidens. Sebastian empfand das Gleiche wie ein Jahr zuvor, draußen auf der Wiese. Ganz nackt stand der Vetter am dunklen Schrank, im Schein der Lampe. Trockene Kleider wurden ihm gebracht. Während des Anziehens drehte er sich einmal um und Sebastian sah diesen prachtvollen, wohl geformten Arsch. Die leichte Behaarung der Arschbacken sah er im Lichterschein. Fasziniert war Sebastian. Diese wunderbare Spannung spürte er wieder und hoffte, es würde länger gedauert haben, aber der Engel ließ es nicht zu. Nun, da er angekleidet war, setzte sich der Cousin zur Großmutter an den Tisch. Lebhaft diskutierte man über die zerstörerische Kraft der Naturgewalten und die verheerenden Auswirkungen, die sie haben könnten. Schließlich wurde die Unterhaltung dadurch beendet, dass sich der Großmutter ein tiefer Seufzer entrang, wobei sie die Augen gen Himmel erhob. Des Öfteren habe sie solche Überflutungen erlebt, sagte sie, indem etwas Wehmut in ihren Worten mitschwang. Dann fuhr sie mit beschwörenden Gesten fort, dass es eben so sei. Den Lauf der Dinge könne niemand aufhalten. Ganz besonders gelte dies für das Wasser. Es hole sich dasjenige, was es brauche, um anschließend wieder monatelang in friedlicher Ruhe dahinzuströmen. Mit fester Stimme fügte sie diesen Betrachtungen noch hinzu, dass es bittere Notwendigkeit sei den Menschen zeitweilig kleinere und größere Katastrophen vor Augen zu führen, damit diese ihre eigene Hilflosigkeit den Naturkräften gegenüber richtig einzuschätzen lernten. Letztendlich führe dieser Lernprozess zu der Einsicht, dass nicht alles beherrschbar sei. Dies behüte die Menschen davor, Opfer ihrer eigenen Überheblichkeit zu werden. Alle ihre Enkel nickten zustimmend und ließen die Worte der Großmutter auf sich einwirken. Obwohl Sebastian noch nicht vollständig begreifen konnte, was sie sagte, hörte er doch am Ton ihrer Stimme, dass es sich um etwas Wichtiges gehandelt haben musste. Auch die Blicke der anderen ließen ihn erahnen, dass die Großmutter Wichtiges mitgeteilt hatte. Der dritte Vorfall ereignete sich zehn Monate später. Fünf war Sebastian jetzt. Diesmal hatte der Engel sich seinen ältesten Bruder ausgesucht. Bereits sechzehn war dieser und dazu vorbestimmt, den Hof einmal zu übernehmen. So ein richtiger Naturbursche war er: schlank, stark und blond. Er hatte die Schule, die ihn nie sonderlich interessierte, schon mit vierzehn Jahren verlassen um sich ganz und gar der Landwirtschaft zu widmen. Nur wenige Freunde besaß er, weil er nichts Anderes als arbeiten im Kopfe hatte. Er liebte den Bauernhof über alles und fand in ihm sein ganzes Glück. Lediglich ein Hobby hatte er und das waren seine Briefftauben.

Sein ganzer Stolz waren sie. Er verbrachte seine gesamte Freizeit voller Hingabe im Taubenschlag. Darüber hinaus hatte er noch eine sehr merkwürdige Angewohnheit. Er benutzte nämlich nie ein Klosett. Wenn er einmal austreten musste, machte er das im Freien auf den Wiesen oder in den Ställen. In der Nähe des Hofes gab es ein Stück Brachland mit vielen Bäumen, Sträuchern und wucherndem Unkraut. Dort hielt Sebastian sich oft auf, wenn er alleine sein wollte. An einem warmen Sommertag, als er wieder einmal nachmittags dort verweilte um dem Stress seines Zwillingsbruders zu entfliehen, hörte er mit einem Male ein Rascheln im Gebüsch. Seinen ältesten Bruder erblickte er und ahnte instinktiv, dass etwas außergewöhnlich Spannendes geschehen würde. Er war sich auch ganz sicher, dass der Bruder ihn nicht bemerkt hatte. Dieser kam näher, drehte sich um, zog seine Hose herunter und begab sich in die Hocke. Dem kleinen Sebastian wurde blitzartig klar, was sich in unmittelbarer Nähe vor ihm abspielen würde. Er war jetzt auch in der Hockstellung und nur durch einige Blätter vor dem Entdecktwerden geschützt. Der blanke Arsch des Bruders befand sich in gespreizter Stellung fast in Reichweite vor ihm. Er betrachtete diese wunderbaren, wohlproportionierten, weißen, unbehaarten Arschbacken und das Loch, das sich jetzt langsam öffnete. Etwas unglaublich Sensationelles vollzog sich vor seinen Augen. Dass es der Bruder war, hatte er schon längst vergessen und sah nur noch dieses sich öffnende Loch, inmitten dieser weißen Wölbungen. Langsam glitt, unhörbar, dieses Wurstförmige, wie eine Schlange, hinaus auf das Gras. Vor lauter Erregung konnte Sebastian kaum noch den Atem regulieren. Das erste Mal war es, dass er diesen spektakulären Vorgang, in allen Einzelheiten, aus einem sicheren Versteck, über eine verhältnismäßig lange Zeit, voller Hingabe und Herzklopfen, beobachten konnte. Er war Augenzeuge eines unvorstellbar überwältigenden Ereignisses. Jetzt kam der Höhepunkt: Das Loch schloss sich und die kräftigen Schließmuskeln machten noch einige leicht ausstülpende Zuckungen. Dieses Wunder der Natur war für Sebastian fast paradiesisch. Der Bruder stand auf, den Hintern wischte er sich nicht mehr ab, zog seine Hose wieder herauf und schritt ohne sich noch einmal umzudrehen von dannen. Wie gelähmt blieb Sebastian noch einige Zeit hinter den ihn schützenden Sträuchern sitzen, bevor er zur Großmutter ins Haus zurückging. Mit niemandem sprach er über das Vorgefallene. Sein Geheimnis war es und zu kostbar, als dass es mit einem anderen geteilt werden könnte. Sebastian war sich sicher, dass es mit der aufregenden Nacktheit dieser drei Ereignisse etwas Besonderes auf sich hatte. Er spürte, dass es ganz anders als bei seiner Großmutter war. Schließlich sah er sie täglich im Evakostüm. Sie hatte nämlich die Gewohnheit völlig unbekleidet zu schlafen. Darüber hinaus durften Sebastian und sein Zwillingsbruder immer nackt neben ihr die Nacht verbringen. Dann erzählte sie vor dem Einschlafen immer ein Märchen. Manchmal waren es die klassischen von den Gebrüdern Grimm. Die Geschichte von Schneewittchen und dem gläsernen Sarg, in dem

es jahrelang scheinbar ruhte, mochte Sebastian ganz besonders. Er konnte erst dann wieder erleichtert aufatmen, wenn er hörte, dass der Sarg durch unglückliche Umstände fast zu Boden gestürzt wäre. Durch diese unbeabsichtigte Erschütterung löste sich die giftige Apfelgrütze in seinem Hals und Schneewittchen spuckte sie aus, denn sie hatte ihm die Luftröhre verschlossen. Dass das böartige, grausame Weib, das dem unschuldigen Mädchen dieses unermessliche Leid zugefügt hatte, schließlich auf rot glühenden, eisernen Pantoffeln tanzen musste, bis es tot umfiel, stimmte Sebastian wieder zufrieden. Die Großmutter sprach auch von Frau Holle, die für die Schneeflocken zuständig wäre. Vom armen Aschenputtel, das von der bösen Stiefmutter so furchtbar schikaniert worden war, berichtete sie. Innerlich freute Sebastian sich immer wieder, dass das leidgeprüfte Mädchen dennoch, in goldenen Gewändern gekleidet, zum königlichen Ball gehen konnte.

Jedes Mal sehr beruhigend wirkte das Hirtenbüblein auf Sebastian, da es alle Fragen, die der König ihm stellte, so klug beantworten konnte. Dieses weise Knäblein wusste sogar, wie viele Sekunden die Ewigkeit hatte. Auch Hänsel und Gretel begeisterten Sebastian. Fast wären diese unschuldigen Kinder verspeist worden, hätte Gretel nicht die mutige Tat begangen und die böse Hexe in den glühend heißen Backofen geschubst. Ab und zu gab die Großmutter aber auch selbst gemachte Märchen zum Besten, in denen immer das ferne Afrika der Schauplatz war. Sie erzählte von undurchdringlichen Urwäldern, von wilden Löwen, riesigen Elefanten und Furcht erregenden Menschenfressern. Sebastian liebte sowohl die alten als auch die neuen Märchen sehr. Jeden Abend wieder war er voller Erwartung der Abenteuer, die die Großmutter so inbrünstig erzählen konnte. Wenn ein solches Märchen dann zu Ende war, verfiel sie in ein merkwürdig-geheimnisvolles Gemurmel. Es war die Litanei all dieser Gebete, die sie für die Verstorbenen sprechen musste, denen sie diese zu deren Lebzeiten versprochen hatte. Manchmal geschah es, dass Sebastian noch den Anfang des Schnarchens der Großmutter hörte, das mitunter eine große Lautstärke erreichen konnte, aber das störte ihn nicht. Nur dass sie nicht ersticke, hoffte er. Ohne Sorgen waren für ihn die Abende und Nächte im behaglichen Bett der Großmutter. Auf das Schlafengehen freute er sich jedes Mal wieder.

Zum nahe gelegenen Waldfriedhof ging die Großmutter ab und zu mit ihm. Dort besuchten sie das Grab des Großvaters, den Sebastian aber nie gekannt hatte. Ein ruhiger Ort mit alten Bäumen war es. Das Grab pflegte die Großmutter selbst, obwohl sie ihren Mann, im Grunde ihres Herzens, verfluchte. Das, was sie gelegentlich von ihm erzählte, war ausschließlich negativ. Wie eine Sklavin habe er sie mitunter behandelt, sagte sie. Zur Religion hatte die Großmutter ein äußerst ambivalentes Verhältnis. Obgleich sie katholisch war, nahm sie nicht am sonntäglichen Gottesdienst teil. Sie hasste den gesamten Klerus. Auch zur Beichte ging sie nie, da sie der Meinung war, dass man sich einem wildfremden Mann, auch wenn dieser ein Priester sei, nicht anvertrauen könne. Obwohl Sebastian noch

nichts von Religion wusste, verstand er doch die Worte der Großmutter.

Sein zweitältester Bruder, der mittlerweile schon eine Lehre als Feinmechaniker bei der Technischen Hochschule angefangen hatte, brachte ihm manchmal herrliche Nusseckchen mit, die er so liebte. An Wochentagen freute er sich immer schon auf diesen Bruder und die Köstlichkeiten, die er am Spätnachmittag vielleicht mitbringen würde.

Einmal wöchentlich bekamen die Zwillinge auch einen Groschen. Dann begaben sie sich nachmittags zum Kolonialwarengeschäft und kauften sich eine Wundertüte. Der Inhalt war immer eine große Überraschung für sie. Die ganze Woche freute man sich auf dieses Vergnügen für zehn Pfennig das Stück.

Zuweilen durfte Sebastian auch mit seinem Zwillingsbruder zu einer Nachbarin, die aber keine Bäuerin war. Sie hieß Frau Kreusch und war seit Jahren schon Witwe. Wenn ihr Mann zur Sprache kam, pflegte sie zu sagen, dass er auf dem Feld der Ehre sein Leben für Volk und Vaterland dahingegeben habe. Mit ihrer erwachsenen Tochter lebte sie in einem geräumigen Einfamilienhaus, nur wenige Minuten vom Hof der Eltern von Sebastian entfernt. Einen braungrau-weiß gefleckten Drahthaar-Foxterrier, dessen Schwanz nur aus einem unansehnlichen Stummel bestand, nannte sie ihr Eigen. Er war ihr ganzer Stolz. Sein Name war Duxi. Mitunter wurde er wie ein verwöhntes Kind verhätschelt.

Die liebenswürdige Frau Kreusch hatte den kleinen Sebastian und dessen Brüderlein in ihr Herz geschlossen. Obwohl sie die beiden immerfort verwechselte, störte das die Zwillinge nur bedingt, da sie es immer gut mit ihnen meinte. Diese kleine Unzulänglichkeit konnten sie ihr, wegen ihres fortgeschrittenen Alters, verzeihen.

Wenn diese Duxi-Besitzerin einmal traurig war, setzte sie sich an ihren Flügel und spielte voller Melancholie den Zwillingen die wehmütigsten Melodien vor. Die beiden Brüder und Duxi, der schon seit Jahren daran gewöhnt war, lauschten aufmerksam der Musik. Die Tochter von Frau Kreusch war meistens außer Haus und konnte daher das Klavierspiel ihrer Mutter und das andächtige Zuhören des Foxterriers Duxi, Sebastians und seines Zwillingsbruders nicht stören. Für diese beiden Knäblein und das Hündchen nur spielte sie ihre Sehnsuchtsmelodie aus einer längst vergangenen Zeit.

2. Kapitel

Damit sich der Horizont seines Schützlings erweitere, hatte der Engel beschlossen, dass Sebastian, als er gerade sechs Jahre geworden war, nebst seiner ganzen Familie vom östlichen an den westlichen Stadtrand umziehen sollte. Dort, in der Nähe der holländischen Grenze, in einem sehr schönen Tal, an den sieben Quellen des Wildbaches, ließen sie sich nieder. Der Bauernhof stammte aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Dass in seinen starken Mauern sogar Napoleon einmal übernachtet haben soll, munkelte man gelegentlich. Auf einem seiner vielen Feldzüge hätte es den einstigen Kaiser aller Franzosen an diese sprudelnden Quellen verschlagen. Dass er dann, mehr als ein Dutzend Jahre später, so kläglich auf St. Helena, dieser gottverlassenen Vulkaninsel mitten im Atlantik, enden musste, war von der göttlichen Vorsehung so bestimmt.

Seit Menschengedenken hatte das Anwesen den wohlklingenden und passenden Namen "Septfontaines". Der Wohntrakt war weitläufig und bestand aus zehn Zimmern. Drei alte Kastanienbäume standen vor dem Gebäude auf einem dreieckigen Platz und in ihrem Schatten befand sich ein altes, eisernes Wegkreuz auf steinerne Sockel. Der Bach, der das Tal durchfloss, war sehr kurvenreich und wild, kristallklar und kalt sein Wasser. Im Obergeschoss bezog die Großmutter, zusammen mit Sebastian und dessen Zwillingbruder, zwei Gemächer. Die Eltern und die drei anderen Brüder hatten ihre eigenen Zimmer.

In der neuen Umgebung fühlte sich Sebastian anfangs etwas unglücklich. Es gab hier keine bimmelnde Straßenbahn und nur wenige Nachbarn. Insgesamt zählte das Dorf etwas mehr als fünfzig Einwohner, fast ausschließlich Bauern. Viele wohnten schon seit Generationen dort.

Sebastians Großmutter, die mittlerweile schon sechsundsiebzig Jahre war, verschloss sich den Dorfbewohnern völlig. Hier, in diesem kleinen Ort, wo es nicht einmal eine Kirche gab, fing sie zum ersten Mal an über ihre Isolierung zu klagen. Öffentliche Verkehrsmittel gab es kaum. Lediglich einmal am Tag und sonntags, zweimal zum Gottesdienst, fuhr ein Bus. Die Großmutter wurde manchmal mürrisch und schimpfte noch mehr als früher. Zuweilen aber sang sie auch wehmütige Melodien. Ganz besonders mochte sie das traurige Lied von dem müden Wanderer und der holden Gärtnersfrau, die den Eid der Treue gebrochen hatte. Von dunkelblauen Veilchen, tiefer Enttäuschung und vergeblich vergossenen Tränen der Reue wurde berichtet. In dieses Lied legte die Großmutter ihre ganze Sehnsucht. Sie sang es jedes Mal wieder voller Hingabe und heißem Verlangen nach besseren Zeiten. Wo und wie sie dieses schöne Lied erlernt hatte, darüber hat sie nie mit Sebastian gesprochen. "Müde kehrt ein Wandersmann" war einfach das Sehnsuchtslied der Großmutter und Sebastian musste sich diese Moritat von der schönen Gärtnerin oft anhören, genau wie das wehmütige Klavierspiel von Frau Kreuzsch, damals, vor dem Umzug.

Abends aber war es wie früher. Die Großmutter nahm Sebastian und dessen Zwillingsbruder in ihr Bett und erzählte ihnen die so geliebten Märchen. Danach kam dann wieder das Gemurmel der vielen Gebete und das Schnarchkonzert. Zuweilen hatte Sebastian den Eindruck, dass sie ganze Wälder absägte. Aber jedes Mal, wenn er glaubte, sie würde ersticken, wurde ihr Schnarchen wieder regelmäßiger und erst das rhythmische Atmen beruhigte ihn wieder.

Sebastian gewöhnte sich rasch an seine neue Umgebung und schon schnell freundete er sich mit Maria, der Nachbarstochter, an. Der Engel hatte bereits vorherbestimmt, dass Maria, die zwei Jahre jünger als Sebastian war, für die nächsten zehn Jahre seine Gefährtin sein sollte. Sie konnte gut klettern, andächtig zuhören und war eine rechte Frohnatur. Sebastian und Maria hatten viele Pläne. Sie hatten vor dem Lauf des Baches zu folgen und seine Ufer zu erkunden. Auch das Wäldchen, das sich unweit des Dorfes am Hang eines Hügels befand, wollten sie auskundschaften. Vielleicht gäbe es dort ein lauschiges Plätzchen, wo sie sich zurückziehen könnten, wenn ihnen danach wäre.

Marias Eltern waren streng. Der Vater besaß darüber hinaus noch einen jähzornigen Charakter. Noch einen zwei Jahre jüngeren Bruder hatte Maria.

Voller Zufriedenheit schaute der Engel auf Sebastian und Maria herab und fand an ihnen sein Wohlgefallen. Doch war er der Ansicht, dass sein Schützling wieder etwas mehr an die Sexualität herangeführt werden müsse, damit er in seiner geschlechtlichen Entwicklung nicht gehemmt werde.

Als der Bote Gottes zum vierten Male eingriff, war es bereits Frühling und Sebastian in seinem sechsten Lebensjahr. Maria war nach kurzer Zeit schon seine neue, ständige Begleiterin geworden. Mitten auf dem Hof von Marias Eltern ereignete sich der bemerkenswerte Zwischenfall. Maria kam aus dem Kuhstall, stellte sich mit dem Rücken vor Sebastian, zog ihre Unterhose herunter, hob den Rock hoch, beugte sich vornüber und bat Sebastian ihr die Arschbacken zu spreizen, damit er nachsehen könne, ob sie sich auch den Hintern fein säuberlich abgewischt hätte. Diese unverhoffte Bitte, mitten auf dem Hof, am helllichten Tag, ließ Sebastian fast in einen Schockzustand geraten. Blitzschnell kamen ihm die früheren Erlebnisse mit Arschbacken ins Gedächtnis zurück. Noch nie hatte er ein Hinterteil direkt berührt. Maria aber harrte in ihrer Pose aus, als wäre es das Natürlichste von der Welt. Obwohl Sebastian sich ein wenig genierte, führte er doch die erbetene Handlung durch. Er näherte sich ihr, bückte sich leicht, legte die Hände auf ihre weißen Arschbacken und spreizte sie, so weit es ging. Beim Berühren der Haut fühlte er wieder die Spannung, das Herzklopfen und dieses außergewöhnlich Sensationelle. Nachdem beide Backen völlig gespreizt waren, sah er das rosabräunliche Loch sauber und fest verschlossen. Weiterhin war er ein bisschen verwundert darüber, dass es zwischen ihren Schenkeln irgendwie anders aussah als er das gewöhnt war. Er sah kein Pissmännchen. So pflegte die Großmutter liebevoll seinen kleinen Penis zu nennen. Eine

äußerst merkwürdige Erscheinung sei es schon, dachte Sebastian. Maria bat nochmals, jetzt etwas energischer, um Bestätigung, ob auch alles sauber abgewischt wäre und bekam eine bejahende Antwort. Sebastian war perplex. Dies alles konnte er nur schwer verstehen. Maria blieb unterdessen seelenruhig, zog ihre Unterhose herauf, brachte ihren Rock in Ordnung und drehte sich freudestrahlend um. Sie und Sebastian sprachen nicht über diesen denkwürdigen Vorfall, denn für Maria war es anscheinend ein natürliches Ritual, das sich noch unzählige Male, in jenem Frühling und Sommer, wiederholen sollte. Sebastian gewöhnte sich daran und allmählich begannen die beiden Freude an der gegenseitigen Nacktheit zu empfinden. Auf den Heuschober gingen sie oder in den kleinen Wald in der Nähe und genossen ihre jungen Körper. Schnell lernte Sebastian, dass Maria sich hinsichtlich der Geschlechtsorgane wesentlich von ihm unterschied. Auch waren Marias Brustwarzen anders als die von Sebastian. Bei ihr waren sie nach innen und bei ihm nach außen gestülpt. Darüber machte er sich aber weiter keine Sorgen. Bei Maria sah er zum ersten Mal bewusst seine Erektion, schenkte diesem Phänomen aber weiter keine große Beachtung. Er merkte nur, dass es ein sehr angenehmes Gefühl hervorrief. Über ihre sexuellen Gefühle sprachen Maria und Sebastian nicht. Sie erlebten sie. Aufgrund dieser Vorkommnisse mit Maria, fragte Sebastian eines Tages die nackte Großmutter, warum sie denn nichts zwischen den Beinen habe. Kurz und bündig war ihre Antwort. Resolut sagte sie, dass jeder so ein Pissmännchen hätte, aber wenn man Schlechtes täte, würde es einem abgeschnitten. Sebastian war mit dieser knappen Antwort zufrieden. Das Problem war für alle Zeit gelöst.

Mit dem übergroßen Teil der Dorfbewohner baute Sebastian nur langsam einen Kontakt auf. Vorerst war Maria das Zentrum. Rasch fingen sie an sich ihre Schutzzonen aufzubauen und sich die ersten Freiräume zu schaffen. Dies waren Gebiete an den Ufern des Baches. Manchmal hielten sie sich auch in Bäumen oder unter Sträuchern auf. Diese Territorien waren nur für sie bestimmt. Eindringlinge wurden vertrieben, manchmal mit Gewalt, unter Zuhilfenahme von Knüppeln, Stöcken und Steinen, wobei es vereinzelt zu größeren Verletzungen auf beiden Seiten kam. Bei einem solchen Verteidigungskampf wurde einmal einem Jungen der rivalisierenden Gruppe mit einem Stück Holz eine stark blutende Kopfwunde zugefügt. Erst wenn sie merkten, dass sie letztendlich die Unterlegenen sein würden, traten Sebastian und Maria den Rückzug an und begaben sich in ein anderes Refugium. Im Tal jenes Wildbaches besaßen sie etwa ein Dutzend solcher Schutzzonen.

Zwei junge Katzen bekam Sebastian eines Tages von Maria. Die eine war schwarz und obwohl sie weiblichen Geschlechts war, nannte er sie Moritz. Die andere war ein Käterchen. Schwarzweiß gefleckt war es und erhielt keinen Namen. Diese beiden Katzen gehörten nun Sebastian alleine. Anfänglich mussten sie noch mit der Flasche gefüttert werden. Diese beiden Tiere waren Sebastians ganzer Stolz. Auf dem Heuboden

schliefen sie. Nach einigen Wochen schon konnten sie alleine trinken.

Inzwischen verbrachte Sebastian ungefähr die eine Hälfte seiner Zeit mit Maria und die andere mit der Großmutter. Eingeschult wurde Sebastian, als er sieben war. Lesen, schreiben, rechnen und singen lernte er. Unendlich lang kamen ihm die Unterrichtsstunden vor. Nach der Schule aber hatte er Zeit für Maria.

Manche ihrer Refugien bauten sie zu kleinen Hütten aus, die sie Häuschen nannten. Allerlei Gerümpel wurde dann herangeschleppt, damit diese Provisorien etwas wohnlicher würden. Oft geschah es, dass sie, nach kürzester Zeit, von einer Clique der Dorfkinder, wieder kurz und klein geschlagen wurden. Jedes Mal errichteten sie neue Häuschen und immer wieder wurden diese zerstört.

Der Engel sah dies, aber unternahm nichts. Er war davon überzeugt, dass sein Schützling daraus lerne sich nicht zu sehr an materielle Dinge zu klammern. Des Weiteren sollte er erfahren, dass ein erlittenes Unrecht leichter zu ertragen sei, wenn einem eine treue Gefährtin zur Seite stehe, die stark genug sei Trost zu spenden.

Maria, in ihrer fröhlichen und unbeschwerten Art, war eine rechte Trösterin der Betrübten. Sebastian schöpfte trotz der ärgerlichen Vorfälle und der wilden Zerstörungswut so mancher Dorfkinder jedes Mal wieder neue Hoffnung. Maria unterstützte ihn tatkräftig dabei.

Allmählich wurde ihnen bewusst, dass der Bau von Häuschen sich nicht mehr lohne. Durch die vielen Überfälle und großen Schäden klug geworden, hielten sie jetzt nach anderen Möglichkeiten Ausschau. Um keine weiteren Übergriffe mehr zu provozieren, gaben sie schließlich auch ihr letztes Häuschen auf.

Nun gingen sie dazu über, sich Bäume und Sträucher auszusuchen, denen sie Namen gaben um sie anschließend als Palast oder Land in Besitz zu nehmen. Im Gegensatz zu früher, brauchten sie jetzt nur noch ihre Vorstellungskraft um Gebäude zu errichten, die allen Angriffen standhalten würden. Ganze Länder machten sie sich untertan, ohne dass auch nur ein einziger Faustschlag nötig gewesen wäre.

Ein Haselnuss-Strauch, der mitten in einer Böschung stand und dessen Zweige bis zum Boden reichten, wurde von den beiden Kindern "Amerika" getauft. Dieses Wort hatte Sebastian vorgeschlagen. Von der Großmutter hatte er es erfahren, die zuweilen davon sprach, aber immer nur kurz ohne Einzelheiten preiszugeben. Auch Maria mochte dieses Wort. Sie meinte, es berge etwas Geheimnisvolles in sich. Oft hielten sie sich im wohl tuenden Schatten dieses Busches auf. Von ihrer kindlichen Fantasie angeregt, ließen sie sich dann weit hinaustragen, bis nach Amerika. Ob es sich um ein Land oder einen Erdteil handelte, wussten die beiden Träumenden nicht, noch war ihnen bekannt, wo es lag. Nur der Name war wichtig für sie, denn er übte eine große Anziehungskraft auf sie aus.

Ein anderer ihrer neuen Zufluchtsorte, dem sie den Namen "Haus des Königs" gegeben hatten, war ein alter Weidenbaum, der am

trockengelegten Wassergraben einer prächtigen Burg stand. Dort gingen sie oft hin und kletterten im Baum herum. Dabei stellten sie sich dann vor, sie seien beim König zu Besuch. Vor allem wenn sie auf einem Weidenast saßen, der sich durch heftiges Rütteln weit durchbiegen ließ, war ihre Freude groß. Auf und nieder schwebten sie, wobei sie aber nie ihr Gleichgewicht verloren. Wie geschmeidige Katzen hielten sie sich in der Balance, ohne dass ihnen jemals in den Sinn gekommen wäre, wie gefährlich ihr schönes Spiel war. Eines Tages nahmen sie auch Marias jüngeren Bruder zu jener Silberweide, die sie König nannten, mit. Sie stiegen mit ihm auf einen der höchsten Äste hinauf und fingen an zu schütteln. Marias Bruder konnte sich nicht mehr fest halten und fiel in den ausgetrockneten Wassergraben. Das arme Kerlchen lief blau an, aber es lebte. Auf schnellstem Wege schafften Sebastian und Maria den Bruder zu den Eltern zurück. Diese waren entsetzt, als sie das schreiende Kind sahen. Maria bezog eine gehörige Tracht Prügel, weil sie so leichtfertig das Leben ihres kleinen Bruders aufs Spiel gesetzt hatte und Sebastian ging, voller Schuldgefühle, nach Hause.

Sebastian ging jetzt auch öfter zu den Höfen der Nachbarn. Er sah die starken Knechte und die schönen, üppigen Mägde. Der dörfliche Tagesablauf wurde hauptsächlich von den Kühen bestimmt, denn die mussten täglich zweimal gemolken werden. Und so kam es, dass man nur am Nachmittag zuweilen ein Stündchen frei hatte. In der Erntezeit fiel auch das aus. Ein Dienstmädchen hatte der aufmerksame Sebastian ganz besonders ins Herz geschlossen. Schwarzes, langes Haar hatte sie und war immer gut gelaunt, obwohl sie sehr schwer arbeiten musste. Während eines solchen Schäferstündchens, im Sommer, lag sie auf der Wiese und genoss die angenehm warmen Sonnenstrahlen. Sie war die Magd eines Nachbarhofes und oft dem sexuellen Verlangen der pubertierenden Bauernburschen ausgesetzt. Ständig musste sie sich wehren und die aufdringlichen Jünglinge von sich abhalten. Trotzdem hatte sie ihre Lebensfreude noch nicht verloren. Wahrscheinlich wusste sie auch, dass sie niemals, aufgrund ihrer sozialen Herkunft, eine ernst zu nehmende Ehepartnerin für die Jungbauern hätte sein können. Sebastian sah sie dort im weichen Gras liegen und gesellte sich zu ihr. Die schöne Magd blinzelte ihn an und lächelte milde. Nun fing sie an ein Liedchen zu singen. Wahrscheinlich fühlte sie sich sicher, denn Sebastian war ja keine Bedrohung für sie, war er doch noch ein Kind. Erst summte sie nur leise die Melodie. Dann ließ sie schöne unbekannte Worte einfließen und schließlich hob sie inbrünstig mit glockenreiner Stimme zur letzten Strophe an. Die Gesangkunst dieser Magd versetzte Sebastian in Erstaunen. Der Refrain "Addio, mia bella Napoli, addio, addio!" hallte noch lange in seinen Ohren nach. Ihre Augen glänzten, ihre Lippen vibrierten leicht und das Haar bedeckte wie schwarzer Samt, sanft ihre Schultern um die Haut vor der Sonne zu schützen. Was sie gesungen hatte, konnte er nicht verstehen. Er fragte, welche Sprache es denn wäre und sie entgegnete ihm, es sei Italienisch gewesen. "Addio!" bedeute "Auf Wiedersehen!", und

Napoli sei der Name einer großen Stadt im transalpinischen Kampanien. Sie läge am blauen Meer und in ihrer Nähe befände sich ein Feuer speiender Berg. Derjenige, der diese Stadt gesehen habe, könne beruhigt sterben, denn ihre Schönheit wäre paradiesisch. All das überstieg fast die Einbildungskraft von Sebastian. Während sie diese Worte sprach verzog sie geheimnisvoll ihren sinnlichen Mund. Dem andächtig zuhörenden Sebastian wurde fast schwindlig von dem, was die schöne Magd mit dem langen, schwarzen Haar erzählte. Solche fremdländischen Wörter hatte er niemals zuvor gehört. Die Großmutter hatte nie von flammenden Bergen gesprochen. Nur die glühenden Pantoffel der bösen Stiefmutter von Schneewittchen waren Sebastian bekannt.

Die schöne Erzählerin stand auf und begann Gänseblümchen zu pflücken. Sebastian fragte nach dem Grund ihres Tuns und sie sagte, er solle abwarten. Als sie einen kleinen Strauß dieser Blümchen beisammen hatte, ließ sie sich wieder im Gras nieder. Sie fing jetzt an einen Blumenkranz zu flechten, indem sie die dünnen Stängel mit ihren Fingernägeln durchbohrte und den Stängel der jeweils nächsten Blume hindurchzog, bis das ganze Sträußchen verarbeitet war. Bewundernd schaute Sebastian ihr bei dieser faszinierenden Beschäftigung zu. Ihre ganze Aufmerksamkeit schenkte sie dieser Tätigkeit. Als der Kranz gebunden war, bat sie Sebastian, der noch immer neben ihr saß, den Kopf ein wenig in ihre Richtung zu beugen, und sie legte ihm das geflochtene Kränzchen, wie eine Krone, auf den Kopf. Sebastian war überrascht und beglückt. Beide standen sie jetzt auf. An die Arbeit musste sie wieder. Der bekrönte Sebastian zog weiter und war stolz auf diesen Blumenkranz aus Gänseblümchen, die aber schon schnell zu welken anfangen. An manchen Tagen begegnete Sebastian auch Erika. Sie war im ganzen Dorf bekannt, weil sie oft auf den Bauernhöfen, während der Kartoffelernte, aushalf. Da sie geistig leicht behindert war, wurde oft Schindluder mit ihr getrieben. Fünfundvierzig Jahre war sie und wohnte als Ledige bei ihrer alten Mutter. Einen Vater hatte sie nicht mehr. Nach dem Krieg hatte das Schicksal diese beiden in jenes Tal, an die sieben Quellen des Wildbaches, geführt. Wo sie herkamen und wovon sie lebten, wusste keiner so recht. Sie waren einfach da. Erika machte auf Sebastian einen faszinierenden Eindruck, da sie immer fröhlich war und fortwährend tanzen wollte. Sie schnappte sich dann den ersten Besten, oft auch Sebastian und drehte ihre Walzerrunden, meistens auf dem Platz mit dem eisernen Kreuz, unter den alten Kastanienbäumen. Körperlich war sie außergewöhnlich stark, sodass Sebastian, wenn er ihr Tanzpartner war, sich in keiner Weise wehren konnte, wenn ihm die Drehungen zu schnell wurden und zu lange anhielten. Diese Ausdauer war auch ein Grund dafür, dass sie immer wieder zur Kartoffelernte eingesetzt wurde. Sie besaß dieses Unermüdlische und konnte fast endlos lange die gleiche Handlung verrichten. Aber Erikas Augen waren leer und ausdruckslos. Nichts als Chaos konnte man in ihnen lesen. Eine sinnvolle Unterhaltung war denn auch unmöglich. Singen konnte die arme Erika ebenso wenig. Oft trieben die jungen Bauernburschen ihre derben Späße

mit ihr. Aber da sie so stark war, wagte es keiner sich ihr zu widersetzen, wenn sie sich einen zum Tanze schnappte. Da machte sie keine Ausnahme hinsichtlich des Alters. Ob einer sieben oder siebzehn war, kümmerte sie nicht, wenn die Auserwählten nur dem männlichen Geschlecht angehörten. Erika trieb sich überall herum. Auf alle Höfe kam sie und keiner schickte sie fort. Sie gehörte einfach zum Dorf und war darüber hinaus eine billige Arbeitskraft beim Ernten der Kartoffeln.

Eines Tages kam sie weinend zur Mutter von Sebastian und erklärte, dass ihr altes Mütterlein sich nicht mehr rühre und fast schon kalt wäre. Das waren die ersten, bitteren Tränen der Erika.

In ein Nonnenkloster wurde sie eingewiesen und musste fortan als Küchenhilfe täglich stundenlang Kartoffeln schälen. Anfänglich kam sie noch manchmal zu den sieben Quellen des Wildbaches, aber sie tanzte nicht mehr. Am Spätnachmittag ging sie dann wieder die fünf Kilometer zum Kloster zurück und gab sich wahrscheinlich am folgenden Tag wieder dem Kartoffelschälen hin. Nach einiger Zeit stellte sie ihre Besuche an die Ufer des Wildbaches gänzlich ein und niemand hat je wieder etwas von der einst tanzenden und fröhlichen Erika vernommen.

Mit seiner Großmutter ging Sebastian ab und zu ins Zentrum der nahe gelegenen Stadt. Dort sah er zum ersten Mal den Dom von innen. Die Großmutter hatte ihm die Entstehungsgeschichte erzählt. Der Teufel, sagte sie, hätte einen Pakt mit den Baumeistern geschlossen. Die erste Seele, die den fertigen Bau betreten würde, sollte dem Satan gehören. Da die listigen Bürger aber einen Wolf, der ja auch eine Seele habe, hineingeschickt hätten, wäre der Beelzebub dermaßen verärgert gewesen, dass er beim Verlassen des Münsters, vor lauter Wut, die Tür so knallend zugeschmissen hätte, dass sein Daumen im Türschloss hängen geblieben wäre. Sebastian empfand den düsteren Innenraum dieser alten Kirche bedrückend und beängstigend. Auch der über tausendjährige Kaiserthron aus hellem Marmor, den man vom Oktogon aus sehen konnte, beeindruckte ihn nicht. An den Teufel dachte er fortwährend, der vielleicht erscheinen würde.

Die Stadt aber, in der einst Karl der Große und Barbarossa gekrönt worden waren, und die sich immer noch, nach den Bombenangriffen des Zweiten Weltkrieges, im Aufbau befand, machte einen angenehmen Eindruck auf Sebastian. Vor allen Dingen der Elisenbrunnen mit seinen schönen, weißen Säulen gefiel ihm sehr. Am Spätnachmittag pflegte die Großmutter dann den langen Heimweg in jenes Tal anzutreten, wo Sebastian, jetzt schon seit einigen Jahren, zu Hause war.

Zweiundzwanzig Tage vor seinem achten Geburtstag ging Sebastian zum ersten Mal mit der Großmutter zum Rosenmontagszug. Er sah all diese bunten Wagen und die farbenprächtigen Kostüme. Diese Menschen, die so fröhlich und ausgelassen waren, faszinierten ihn. Zu diesem Höhepunkt des Straßenkarnevals trug die Großmutter einen breitkrepigen Hut

aus schwarzem Filz, auf dem sie silbrig glitzernde Rosen aus rotem Krepp-Papier befestigt hatte.

Vor allem die festlich herausgeputzten Pferde und die Trommelwirbel der Musikanten beeindruckten Sebastian tief. Dieser Narrenzug, der mit Pauken, Trompeten und Klarinetten an ihm vorbeizog, war wunderschön.

Die aufgesammelten Bonbons, die von den Prahlwagen in die Menge geworfen wurden, steckte er in die Einkaufstasche der Großmutter. Am Straßenrand, zwischen den anderen Schaulustigen standen die beiden und die Großmutter sang die bekannten Lieder zum Rhythmus der Kapellen mit. "Es war einmal ein treuer Husar" mochte sie ganz besonders gerne. Dann schunkelte sie und war außer Rand und Band. Sebastian schaute zur Großmutter hinauf und erfreute sich an ihrer Lebenslust. Und schon marschierte das nächste Musikkorps vorüber.

"Kornblumenblau ist der Himmel am herrlichen Rheine" wurde gespielt. Begeistert stimmte die Großmutter mit ein. Unterdessen versuchte Sebastian durch leise Zurufe mehrmals vergeblich ihre Aufmerksamkeit zu erregen, da er sie etwas fragen wollte. Nun griff er zu einer altbewährten Methode, die nie ihr Ziel verfehlte. Er zog einfach an ihren Röcken um sich Gehör zu verschaffen. Die Großmutter beugte sich zu ihm herab. Sebastian wollte wissen, warum denn alle so lebhaft mitsingen würden und dermaßen fröhlich seien. Die Großmutter, deren Kopfschmuck im Winde gefährlich zu schwanken begann, sagte, es sei Karneval und dann dürfe man verrückter sein, als die Polizei es erlaube. Sie richtete sich wieder auf und wiegte die Hüften noch stärker als vorher zu den Klängen der Musik. Sebastian war allerdings der Sinn ihrer Worte nicht klar geworden, aber dies beunruhigte ihn nicht.

Noch einige Stunden ging der Trubel weiter und Sebastian genoss das närrische Treiben. Diese Ausgelassenheit und Heiterkeit empfand er als etwas Außergewöhnliches. Er konnte sich daran nicht satt sehen. Niemals zuvor hatte er erlebt, dass die Großmutter sich dermaßen amüsierte.

An manchen Tagen, wenn die Großmutter besonders gut gelaunt war und sich unbeschwert fühlte, fing sie an von ihrem Bruder zu erzählen. Dieser habe in Breslau gewohnt und dort eine Fabrik besessen. Was für ein Betrieb es gewesen war, sagte sie nicht. Nur dass der Bruder Hermann hieße und im Kriege verschollen wäre, berichtete sie.

Auch ihren Vater erwähnte sie zuweilen. Dieser sei einmal in Amerika gewesen. Zu welchem Zwecke er damals diese Reise gemacht hatte und wie lange er in den USA geblieben war, verschwieg sie. Zuweilen bat Sebastian sie ihm etwas über Breslau und Amerika zu erzählen. Sie antwortete dann immer nur kurz, dass man ein Schiff benutzen müsse, um dorthin zu kommen und dass Breslau in Schlesien liege. Da er mit einer solchen Antwort nicht viel anfangen konnte, fragte er erneut. Aber jedes Mal glaubte er eine leichte Verärgerung in ihrer Stimme zu hören, wenn er sich danach erkundigte. Er unterließ es fürderhin die Großmutter mit seiner Fragerei über dieses Thema zu belästigen, da es ihr anscheinend unangenehm war.

Die sexuellen Handlungen mit Maria wurden im Laufe der Zeit immer spärlicher, weil beide nicht mehr viel Interesse daran hatten.

Im Winter, wenn es geschneit hatte, holte Sebastian seinen Schlitten vom Dachboden. Zunächst wurden die Kufen blank geschmirgelt und eingefettet. Danach begab er sich mit Maria in die Hügel und Berge. Stundenlang rodelten sie dann in den Hängen. Maria saß auf dem Schlitten immer hinter Sebastian und jauchzte bei den schnellen Abfahrten vor Freude. Manchmal stürzte man auch und tummelte durch den weichen Schnee. Es waren diese winterlichen Wonnen, an denen sie sich ergötzten. Zum Skifahren kam aber Maria nie mit. Das machte Sebastian zusammen mit anderen Dorfkindern. Im Vergleich mit den wilden Schlittenfahrten aber, war es weitaus weniger spektakulär. Auch fehlte ihm Maria sehr.

Aber beim Schlittschuhlaufen, das nur ab und zu stattfand, weil es dann gehörig gefroren haben musste, war sie wieder dabei. Es gab nur einen Weiher in der näheren Umgebung und es dauerte immer sehr lange, bis dieser so fest zugefroren war, dass man darauf Eis laufen konnte. Aber auch das Schlittschuhlaufen war nur mäßig interessant. Der alte Schlitten jedoch, mit dem sie so oft schon hinunter ins Tal gesaust waren, bereitete den beiden immer das größte Vergnügen.

Nach anfänglichem Zögern war der Engel zu dem Entschluss gekommen, dass sein Schützling Anno Domini MCMLIX die erste heilige Kommunion empfangen sollte, auf dass seiner katholischen Erziehung Genüge getan werde. Dem Boten Gottes war bekannt, dass aufgrund dessen nicht nur die geistige, sondern auch die körperlich-sexuelle Freiheit Sebastians nachhaltig eingeengt würde. Da sein Schützling jetzt aber im richtigen Alter dafür war, ließ er zu, dass es geschah. Seit Anfang des Jahres schon nahm Sebastian am Kommuniionsunterricht teil um sich gründlich auf dieses wichtige Ereignis vorzubereiten. Er lernte etwas über die Beichte, über die unbefleckte Empfängnis Mariens und über die Wandlung. Dass der Wein zum Blut und das Brot zum Fleisch Christi würden, erklärte man ihm. In einigen Monaten dürfe er also zum ersten Mal den Herrn zu sich nehmen. Ein eifriger Schüler war Sebastian und freute sich auf den Monat Mai jenes Jahres. In die Kirche ging er jetzt immer öfter und lernte die lateinischen Texte auswendig, damit er gar keinen Fehler während der Messe mache. Bei der Eucharistiefeier mussten die Brüder und Schwestern im Herrn dem Priester immer in Latein antworten.

Sebastian bekam sein erstes Gebetbuch mit seinem Namen, in goldenen Lettern, auf der ersten Seite. Er war stolz. Auch der erste Rosenkranz wurde ihm gegeben. Versilbert war er und hatte ein Kreuz aus schwarzem Holz. Wie der Rosenkranz zu beten war, wusste Sebastian nicht. Deswegen wandte er sich an seine Großmutter. Diese erklärte ihm das Betsystem dieser geheimnisvollen Schnur mit den silbernen Perlen und er war zufrieden. Auch die Zehn Gebote lernte er während der Beichtvorbereitungen. Sie wurden ihm ausführlich erläutert. In

dieser Zeit wurde ihm auf einmal klar, dass er furchtbar viel Schlechtes getan hatte. Vor allen Dingen das sechste Gebot, das da lautete: "Fliehe die Unkeuschheit!", machte ihm schwer zu schaffen. Schlagartig wurde ihm bewusst, dass diese wundersamen Regungen in ihm, die Lust an der Nacktheit, unbedingt zu unterdrücken seien. Dass er ein Sünder war, musste er jetzt schweren Herzens einsehen. Er dachte an den spontanen Nachbarsjungen, damals auf der Wiese, an seinen schönen Vetter während der Überschwemmung, an seinen ältesten Bruder im Gebüsch und vor allem an die wilde Maria. Bei seiner ersten Beichte wurden hauptsächlich die Sünden, die er mit Maria begangen hatte, reuevoll vorgetragen, was Sebastian sehr schwer fiel, da er doch so große Lust dabei empfunden hatte. Der Priester erteilte ihm die Absolution. Als Sühne betete Sebastian vier Ave-Maria und verließ die Kirche überglücklich. Frei war er jetzt von allem Bösen. Auf Gott und sein neues, religiöses Leben konnte er sich jetzt konzentrieren.

Der Engel ließ dies alles geschehen, weil er der Überzeugung war, dass Sebastian nur auf diese Weise in das dörfliche Leben zu integrieren sei. Bei seinem vorigen Schützling, dem ungestümen Albrecht, war die Eingliederung in das soziale Umfeld, damals vor fünfhundertfünfunddreißig Jahren, auch auf diese Art und Weise einigermaßen gelungen. Diese Erkenntnis machte der Engel sich jetzt zunutze.

Einen dunkelblauen Kommunionanzug mit kurzer Hose durfte er sich in einem Geschäft für Herrenoberbekleidung aussuchen. Dazu kamen noch weiße Kniestrümpfe, schwarze Lackschuhe und ein weißes Seidenhemd. Ein grünes Sträußchen mit weißen Blüten aus Seide, das aufs Revers gesteckt werden sollte, verliehen dem Ganzen noch eine besonders festliche Note. Schließlich kaufte man noch eine blaue Fliege und ein weißes Ziertaschentuch mit Spitze, für die Brusttasche des Jacketts. Am Donnerstag, dem siebten Mai, war der lang herbeigesehnte Tag endlich da. Sebastians Eltern hatten alles für das Fest hergerichtet. Die ganze Verwandtschaft war eingeladen worden, sogar Tante Eugenie aus Brüssel, die sich nur selten im Elternhaus von Sebastian sehen ließ. Wenn sie kam, hatte sie immer einen Koffer voller Kleider bei sich, denn sie hatte die Angewohnheit sich mehrmals am Tag umzuziehen und sich neu zu schminken. Immer guter Laune war sie und küsste sehr herzlich: einmal rechts, einmal links und dann wieder rechts. Welchen Beruf sie hatte, wusste eigentlich keiner so recht. Sie kam, flirtete, war freundlich und gesprächig, zog sich ein paar Mal um und entschwand dann wieder in ihrem weißen Chevrolet, den sie eigenhändig steuerte, nach Brüssel. Es gab nie einen Mann an ihrer Seite. Jedes Mal, wenn sie kam, glaubte Sebastian, einen Hauch der großen, weiten Welt zu spüren. Nie wurde schlecht über sie gesprochen. Für Sebastian sah sie aus, wie eine arabische Prinzessin aus Tausendundeiner Nacht. Diese Geschichten der sagemuwobenen Märchenerzählerin Scheherazade kannte er aber zu jener Zeit noch nicht, da ja die Großmutter nur Jacob und Wilhelm Grimm und ihre eigenen, afrikanischen Horrorgeschichten in ihrem Repertoire hatte.

In jenem Mai, an einem herrlichen, strahlenden Himmelfahrtstag, war dann einer der wichtigsten Festtage für Sebastian und seinen Zwillingsbruder. In schwarzen Limousinen ließ man sich zur feierlich geschmückten Kirche chauffieren. Reservierte Plätze wurden den Eltern und Brüdern zugewiesen. Sebastian, sein Zwillingsbruder und all die anderen Kommunionkinder schritten zum Altar. Der Höhepunkt war der Empfang der Hostie, des Fleisches des Allmächtigen. Man war voller Aufregung. Würdevoll knieten sie, auf den Stufen zum Tisch des Herrn, in Gruppen von zehn, nieder. Andächtig schlossen sie die Augen und streckten, beinahe gierig, die Zungen so weit es ging heraus, damit die Oblate auch darauf Platz habe. Sebastian hörte die mit sonorer, warmer Stimme geflüsterten Worte des Priesters: "Corpus Christi", spürte die Hostie auf der Zunge, sagte "Amen", schloss den Mund, öffnete die Augen wieder, stand auf und verneigte sich ehrfurchtsvoll. Die Gruppe schritt gesenkten Hauptes wieder zurück und man begab sich auf seinen Platz. Sebastians innere Aufgewühltheit war grenzenlos. Nachdem er an seiner Betbank angekommen war, kniete er nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen und war überglücklich, dass er den Herrn hatte empfangen dürfen. Er vertraute dem Allerhöchsten seine geheimsten Gedanken an. Tausendfach dankte er ihm für die Ehre, die ihm zuteil geworden war.

Quia tu es, Deus, fortitudo mea. Emitte lucem tuam et veritatem tuam: ipsa me deduxerunt et adduxerunt in montem sanctum tuum et in tabernacula tua.

Seit jenem denkwürdigen Tag änderte Sebastian sein Leben. Alle Körperlichkeiten mit Maria waren zu einem Tabu geworden, obwohl er sie noch sehr oft sah. Er wurde jetzt sehr religiös. Bei den Gottesdiensten sang er aus voller Kehle das Halleluja und Gloria. In seiner Freizeit betete er den Rosenkranz; meistens den schmerzhaften und zuweilen den glorreichen. Um seine unkeuschen Gedanken, die sich trotz aufrichtiger Bemühungen immer wieder einschlichen, stärker unterdrücken zu können, schränkte er seine Freiheit noch weiter ein, indem er sich Kaninchen anschaffte. Die Pflege dieser Tiere war sehr arbeitsintensiv. Dadurch würde er weniger Gelegenheit haben einen Verstoß gegen das sechste Gebot zu begehen. Obwohl Sebastian seine Langohren zum Schlachten züchtete, war er doch der Meinung, dass auch sie während ihres kurzen Lebens mit großer Sorge gehegt und gepflegt werden müssten, bevor sie als köstlicher Sauerbraten verzehrt würden. Darüber hinaus legte er einen Blumengarten an. Der Vater war gerne bereit, dem Sohn ein Stück seines großen Gemüsegartens, in dem er hauptsächlich Kopfsalat und Gurken anbaute, zu überlassen. Aus veredelten Blumen machte der Vater sich nichts, aber die wilden liebte er umso mehr.

Sebastian pflanzte blutrote Dahlien, rosafarbene Schmuckkörbchen und Astern in allerlei Farben für den Herbst. Dies alles und seine Schule vereinnahmten ihn fast völlig. Morgens fuhr er mit dem Fahrrad zum Unterricht, nachmittags machte er, sehr gewissenhaft, seine Hausaufgaben und danach, am frühen Abend, suchte er auf den Wiesen nach

Kaninchenfutter. Vorzugsweise zupfte er Kettenkraut, denn das mochten seine Tiere am liebsten. Das war jetzt sein Leben. Der Bote Gottes hatte sich nach langem Überlegen endlich dazu durchgerungen, Sebastian wieder eine sexuell gefärbte Episode erleben zu lassen, damit dessen geschlechtlicher Reifungsprozess keinerlei Beeinträchtigung unterliege. Das Für und Wider hatte er sorgfältig erwogen, denn er wusste, welche große Verantwortung auf seinen Schultern ruhte. Den Engel des Herrn kostete es immer sehr viel Mühe die hinderlichen Fehlentwicklungen behutsam zu beheben, die von den irdischen Würdenträgern des Allmächtigen aus Unwissenheit oder mit Absicht verursacht wurden. Eine fruchtbare Zusammenarbeit war offensichtlich nicht möglich.

In jener Zeit geschah es, dass Sebastian krank wurde. Er war schwer erkältet. Die Großmutter bat ihn abends, weil er so hustete und fiebrig war, sich an seine Mutter zu wenden und die Nacht im elterlichen Schlafzimmer zu verbringen. Traurig verließ Sebastian die Großmutter und begab sich zur Mutter. Diese versuchte ihn zu trösten und steckte ihn in ihr Bett. Sie erzählte nie Märchen und Übernachtungen im elterlichen Doppelbett kamen nur vor, wenn man krank war, denn dann weigerte sich die Großmutter den Kranken in ihrem Zimmer schlafen zu lassen. Dies war eines der wenigen Prinzipien, das die Großmutter strikt befolgte.

Sebastian lag nun im Bett der Mutter und der zweite Teil des Doppelbettes war für die Eltern vorgesehen in jener Nacht. Vor lauter Fieber konnte er kaum schlafen. Nach einigen Stunden des sich Hin- und Herbewegens hörte er, wie sich die Tür öffnete. Es waren seine Eltern, die sich zur Nachtruhe begeben wollten. Er tat so, als ob er schlief. Nach einer Weile lagen die beiden im Bett. Was Sebastian jetzt zu hören bekam, erschütterte ihn zutiefst. Die Mutter stöhnte leidvoll und der Vater schnaufte wie ein wild gewordener Stier. Sebastian wurde stocksteif vor Schreck, kniff die Augen krampfhaft zu und hoffte nur, dass es bald vorbei sein würde. Die rhythmischen Bewegungen wurden sogar dermaßen heftig, dass selbst das Bett anfang zu schütteln. Er hatte das Gefühl, dass die Mutter etwas über sich ergehen lassen müsse, was ihr Schmerzen bereitete. So klang ihr seufzendes Gestöhne.

Am nächsten Morgen empfand Sebastian einen leichten Hass und eine gewisse Verachtung den Eltern gegenüber. Der Zorn, der sich in ihm regte, galt vor allem dem Vater. Noch mehr klammerte sich Sebastian jetzt an seinen Glauben. Der Engel hatte in all seiner Weisheit beschlossen, dass noch ein sexuell angehauchtes Erlebnis stattfinden müsse, damit Sebastian ein wenig reifer werde.

Immer sonntags, vor dem Kirchgang gewöhnlich, ging Sebastian ins Schlafzimmer der Eltern, um seine Kleider dort aus dem Schrank zu holen und sich herauszuputzen. Einen eigenen Kleiderschrank besaß er noch nicht. Den der Mutter durften er und sein Zwillingsbruder mitbenutzen. Lediglich die Sonntagstracht der Zwillinge wurde neben der Festtagskleidung der Mutter darin aufbewahrt. Bei gewöhnlichen Kleidungsstücken übernahmen Stühle die Funktion einer Garderobe.

Manchmal war er alleine dort und zuweilen war der Vater auch anwesend, wenn er die gleiche Messe besuchte wie Sebastian. An einem solchen Sonntagmorgen, Sebastian war gerade dabei, das weiße Hemd anzuziehen, kam der Vater ins elterliche Schlafzimmer. Er hatte ein wohl tuendes Bad genommen und wollte sich fein für die Kirche machen. Er wurde Sebastians zwar gewahr, aber fing doch an sich auszuziehen. Im Spiegel konnte Sebastian den Vater ganz genau beobachten. Es war ungemein spannend. Als der Vater dann die Unterhose auszog und Sebastian diesen schönen, weißen, makellosen Arsch erblickte, wurde er ein wenig unruhig. Er sah, wie der Vater sich bückte um im Schrank einige Kleidungsstücke zu suchen. Sebastian schaute, ohne Unterlas, fasziniert in den Spiegel der Kommode, vor der er stand, und das schöne Arschloch des Vaters wurde immer sichtbarer. Wie gerne hätte er es berührt oder etwas hineingesteckt, aber er wusste, dass der Gedanke daran, unrealisierbar war. Diesen festen, bewundernswerten Arsch beobachtete er weiter im Spiegel, in der Hoffnung, dass der Vater es nicht bemerken würde, denn schließlich hatte dieser keinen Spiegel vor sich. Demzufolge könnte er überhaupt nicht feststellen, wohin Sebastian seine Augen wandern ließ. Irgendwie schien der Vater doch gemerkt zu haben, dass er von seinem Sohn beobachtet wurde. Er richtete sich wieder auf, zog hastig seine Unterhose an und bestrafte Sebastian mit einem vorwurfsvollen Blick. Die Mutter kam ins Zimmer und der Vater sagte ihr, dass er fortan nicht mehr wünsche, dass einer seiner fünf Söhne sich im Schlafzimmer aufhielte, wenn er dabei wäre, sich umzuziehen. Die Mutter versuchte als Schlichterin aufzutreten und den Vorfall, von dem sie gar nichts mitbekommen hatte, zu relativieren. Der irritierte Vater aber betonte noch einmal seinen Standpunkt. Sebastian hörte diese dezidierte Forderung des Vaters. Er war nun umso mehr enttäuscht, da er einige Wochen zuvor, als er krank war, die beiden im Bett gehört hatte. Sie hatten ihn in jener Nacht nicht nur um den Schlaf gebracht, sondern auch noch einen schweren Vertrauensbruch begangen. Sebastian, obwohl noch sehr jung, war jetzt der Auffassung, dass es ohne weiteres im Bereich des Möglichen liegen müsse, dass die Kinder den Schwanz des Erzeugers und die Vagina der Mutter anschauen dürften, wenn sie dies wünschten. Ein verbrieftes Recht müsste ihnen zugestehen, diese Geschlechtsorgane, aus denen sie entstanden waren, zu berühren. Sebastian dachte über diese extremen Forderungen nach. Nach kurzem Überlegen schon gab er die Hoffnung auf, dass dies irgendwann einmal, in naher Zukunft, in Erfüllung gehen könnte. Ein zwiespältiges Verhältnis zu seinem Glauben bekam er, aufgrund dieser revolutionären Vorstellungen, sogar noch dazu, da er ja Gott dienen wollte und dieser, laut offizieller Lehre der Kirche, gewiss nicht mit solchen ungeheuerlichen Handlungen einverstanden sein würde. Ein eklatanter Verstoß gegen das sechste Gebot wäre es. Sebastian befand sich in einem Dilemma.

3. Kapitel

Der Engel sah sowohl diese aufkommende Frömmigkeit als auch die Sebastian vollkommen verwirrenden Vorkommnisse mit dem Vater und die merkwürdigen Gedankengänge und wilden, inzestuösen Fantasien, die er damit verknüpfte.

Glücklicherweise wusste der Vater nichts von dem, was im Kopfe des Sohnes vorging. Wenigstens der übereifrigen Religiosität Sebastians wollte der Engel Einhalt gebieten, damit die Entwicklung seines Schützlings nicht zu einseitig verlaufe. Er griff zu einem drastischen Mittel. Zu diesem Zweck suchte sich der Bote Gottes einen Bauernknecht aus, der im Dorfe noch keine Vergangenheit hatte und dessen Vorgeschichte gänzlich unbekannt war. Nur ein solcher wäre imstande den schwierigen und riskanten Auftrag zu erfüllen.

Seit einigen Monaten schon arbeitete auf einem Hof in unmittelbarer Nachbarschaft des Elternhauses von Sebastian, ein neuer Knecht. Die Dörfler nannten ihn nur "Icke", da er aus Berlin stammte und das Personalpronomen "ich" beim Sprechen grundsätzlich durch das mundartlich gefärbte "Ick" ersetzte, wie das im Dialekt der ehemaligen deutschen Reichshauptstadt üblich war. Neunundzwanzig Jahre alt war er, von großer, schlanker Gestalt und dunkelblond. Wie alle Knechte, die immer schwerste, körperliche Arbeit verrichten mussten, war auch er sehr stark und besaß einen außergewöhnlich muskulösen Körperbau. Er war zu allen sehr zuvorkommend und freundlich.

Sebastian machte die erste persönliche Bekanntschaft mit diesem Knecht zu der Zeit, als die kleinen, hurtigen Schwalben sich auf den Stromleitungen versammelten um gen Süden zu ziehen. An einem solchen Herbsttag machte Sebastian einen Spaziergang zu den sieben Quellen des Wildbaches, die sich unweit des Dorfes, am Fuße eines bewaldeten Hügels, befanden. Es war am Spätnachmittag, als er den gut aussehenden Knecht dort antraf. Ein Jagdgewehr hatte dieser bei sich. Mit Schießübungen verbrachte er offensichtlich seine knapp bemessene Freizeit. Sebastian erschrak das Gewehr nicht, da er längst daran gewöhnt war, denn im Dorfe besaßen viele Bauern eine Jagdflinte. Einige von ihnen waren sogar Jäger. Als Treiber hatte Sebastian schon öfters an einer Jagd teilgenommen. Man hatte als solcher die Aufgabe laute Schreie ausstoßen, damit die verschreckten Hasen ihre Verstecke verließen und in Panik flüchteten um dann von den Weidmännern abgeknallt werden zu können. Meistens operierte man in Gruppen von fünf bis zehn Mann. Außerdem hatte auch Marias strenger Vater eine Flinte. Damit schoss er, dann und wann einmal, wenn ihm danach war, auf Spatzen, da es so viele davon im Dorfe gab. Töten war also für Sebastian nicht problematisch, wenn es nur einen Sinn hatte. Er selbst züchtete Kaninchen, die er eigenhändig schlachtete, ausnahm und dann verkaufte. Außerdem hatte er noch seine eigensinnigen, tigergleichen Katzen, die jedes Jahr einige Male Junge warfen. Da musste er auch notwendigerweise töten, damit es ihrer nicht zu viele würden.

Eine Sterilisation von Haustieren kam nicht in Betracht. Vielleicht war das letztlich besser für die Tiere. Dieser bewaffnete, geschmeidige Knecht nun wünschte Sebastian einen schönen Tag und fragte ihn, ob er keine Lust dazu hätte, mit ihm ein bisschen auf die Vogelpirsch zu gehen. Dieses verlockende Angebot nahm Sebastian gerne an. Der schöne Icke und Sebastian streunten einige Zeit durch die Gegend, bis sie auf einer Stromleitung eine Gruppe von Schwalben antrafen. Der Landarbeiter nahm seine Büchse, legte an, zielte und schoss. Eine Schwalbe fiel zu Boden, der Rest des Schwarms flog aufgescheucht davon. Der kräftige Schütze und Sebastian gingen zur abgeschossenen Schwalbe. Sebastian hob sie auf und hielt sie in der Hand. Einen weißen Bauch hatte sie. Tiefblau bis schwarz waren die Flügel und der Rücken. Sebastian fragte sich, warum es gerade eine Schwalbe hatte sein müssen, die doch im Begriffe war, sich nach Süden aufzumachen. Schwalben waren in den Augen der Bauern nützliche Vögel. Darauf schoss man nicht. Auf den Höfen und in den Ställen jagten sie nach Fliegen und allerlei anderen Insekten. Darüber hinaus hatten sie etwas Geheimnisvolles, denn sie flogen jedes Jahr nach Afrika und kündeten immer wieder, schon seit ewigen Zeiten, den Frühling an. Sebastian wagte nicht dem Knecht auch nur das Geringste über seine Gedanken zu verraten. Sein Gewehr hielt dieser fest in der Hand, lächelte nur und schaute abwechselnd die tote Schwalbe und Sebastian an. Die kleine Schwalbe ließ Sebastian fallen. Ins Dorf gingen beide zurück. Unterwegs fragte er noch Sebastian, ob dieser abends, gegen acht Uhr, bei ihm vorbeischaun würde. Direkt, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, sagte Sebastian zu, obwohl es das erste Mal war, dass der Knecht ihn darum bat. Sebastian ging froh gelaunt nach Hause, nahm das Abendbrot zu sich und freute sich unterdessen schon sehr darauf, der Einladung des Landarbeiters Folge zu leisten. Gegen acht Uhr begab er sich auf den Weg zum Hofe, wo der Knecht ein kleines Kämmerlein unter dem Dach bewohnte. Die Treppe stieg er hinauf und klopfte an. Der Freizeitjäger öffnete. Sein Zimmer war überaus ordentlich aufgeräumt. Auf einen Stuhl setzte sich der freundliche Icke und Sebastian nahm auf dem Bett Platz. Eine gewisse Spannung spürte er schon, da die Augen des Knechtes so funkelten, ungefähr derart wie einige Stunden zuvor, beim Abschuss der Schwalbe. Äußerlich machte er einen sehr ausgeglichenen Eindruck. Sebastian sah diese fordernden Augen und den sinnlichen Mund. Nach einer Weile fragte er Sebastian, ob er stark sei. Den Sinn dieser Frage verstand der unwissende Sebastian nicht recht, aber entgegnete dennoch spontan, dass sein Zwillingbruder stärker wäre. Dies entsprach auch den Tatsachen, da er Sebastian körperlich weitaus überlegen war. Was sich jetzt abspielen sollte, war kaum vorstellbar. Der Engel aber hatte es so vorherbestimmt. Für Sebastian gab es kein Entrinnen. Unaufhaltsam nahm die Sache nun ihren Lauf. Er war wie gelähmt. In Trance befand er sich. Weder in die Handlung eingreifen konnte er, noch sich ihrer erwehren. Die Stimmbänder versagten. Obwohl er aus Furcht vor dem Ungewissen

völlig handlungsunfähig war, fühlte er dennoch eine große Spannung.

Nachdem Sebastian vom Landarbeiter aufs Bett gelegt worden war, wurden seine Augen mit einem Handtuch abgedeckt. Sein Hosenschlitz wurde vorsichtig geöffnet. Dann war es eine Zeitlang still. Eine warme Flüssigkeit spürte Sebastian in seinem Schambereich. Keinen Laut hörte er. Direkt wurde die Flüssigkeit wieder abgewischt und der Hosenschlitz geschlossen. Kurz danach wurde ihm das Handtuch vom Gesicht entfernt. Vor ihm stand dieser junge, schöne Knecht. Das geheimnisvolle Lächeln auf seinem Gesicht und die strahlenden Augen waren geblieben. Steif vor Schreck war Sebastian, da er nicht wusste, was geschehen war. Der charmant-gefährliche Knecht sagte nichts. Stattdessen machte er eine Gebärde, die angeben sollte, dass Sebastian sich erheben könne. Der unergründliche Bursche ging zu seinem Kleiderschrank, holte dort eine Mundharmonika heraus und überreichte sie Sebastian als Geschenk. Mit diesem kleinen Blasinstrument in den Händen stand Sebastian auf und machte sich auf den kurzen Weg nach Hause. An jenem Herbstabend war es ein schwerer Weg. Trotz seiner völligen Verwirrtheit, dachte er jetzt wieder an die dunkelblaue Schwalbe, die nie mehr die Reise in jenes ferne Afrika machen könnte, von der die Großmutter immer die selbst gemachten und doch so faszinierenden Märchen erzählte. Die geladene Flinte des Knechtes war ihr, an jenem herbstlichen Nachmittag, zum Verhängnis geworden. Zu Hause wagte Sebastian es nicht den anderen Familienmitgliedern in die Augen zu schauen. Unterwegs schon hatte er das glitzernde Instrument in die Hosentasche gesteckt. Dass niemand es sehen würde, hoffte er, denn er spürte in seiner Seele ein unbestimmtes Schuldgefühl. Die silberfarbene Mundharmonika versteckte er ganz hinten, tief unter der Wäsche, in einem Schrank, in der Hoffnung, dass niemand sie jemals finden würde. Seit diesem Abend mied Sebastian den attraktiven Knecht, weil er große Angst vor ihm hatte. Nach einigen Monaten war dieser, aus unerklärlichen Gründen, verschwunden. Sebastian atmete auf, dachte aber immer wieder an jenen mysteriösen Herbsttag. Nachdem der Engel vierzehn Monate ohne nennenswerte Zwischenfälle hatte verstreichen lassen, auf dass sein Schützling sich erhole und unbeschwert heranreife, griff er wieder ein. Diesmal schickte er Sebastian das erste wirkliche Leid, denn dieser war jetzt bereits zehn und stark genug es zu ertragen.

Anfang Dezember begleitete Sebastian seine Großmutter wieder in die Stadt. Auf dem Hinweg nahmen sie die kürzere, aber beschwerlichere Route über die Berge. Schon nach einem Kilometer klagte die Großmutter darüber, dass sie dringend urinieren müsse. Es gab aber weit und breit kein Haus, in das sie hätten einkehren können. Mitten in den herbstlich-kahlen Feldern waren die beiden. Kurzerhand zog die Großmutter die Unterhose aus, steckte diese in ihre Handtasche, in der sich auch ihr Gebiss befand, hob ihre langen Röcke auf und pisste. Während sie dies machte, bat sie Sebastian, sich vor sie hinzustellen, um sie vor neugierigen Blicken zu schützen,

obwohl im weiten Umkreis keine Menschenseele zu sehen war. Sebastian tat, was ihm befohlen worden war. Sie meinte nur, von hinten sehe doch jeder gleich aus.

In der Stadt geschah dann noch einmal Vergleichbares. Der Harndrang wurde ihr zu heftig und sie musste wieder urinieren. In eine stille Ecke stellte sie sich einfach und machte die Beine ein wenig auseinander. Sebastian stand wieder vor ihr und sah, wie das Rinnsal sich langsam auf dem Trottoir einen Weg zur Bordsteinkante bahnte. Bis dahin schöpfte er noch keinerlei Verdacht, da ja die Großmutter, in seinen Augen, oft Unkonventionelles und Außergewöhnliches tat. Gerade das war der Grund, weswegen er die Großmutter so liebte und schätzte. Dieses Besondere an ihr zog ihn in ihren Bann. Er erinnerte sich an das eine Mal, als die Großmutter zum Lastenausgleichsamt ging und die dortigen Beamten so fürchterlich beschimpfte, weil sie meinte, dass sie noch einen finanziellen Ausgleich für eine Kuh zu bekommen habe, die ihr die Amerikaner, im Herbst Anno Domini MCMXLIV, beim Einmarsch in Aachen, abgeschossen hätten. Sebastian nahm sie immer zu solchen Behördengängen mit, denn er sollte wahrscheinlich an diesen praktischen Beispielen lernen, wie man mit den Staatsdienern umzugehen hätte. Ein anderes Exempel für die außergewöhnliche Persönlichkeit der extravaganten Großmutter waren auch wieder Kriegserfahrungen. Es betraf hier einerseits die nächtliche Evakuierung und andererseits die amerikanischen Soldaten. Sebastian hörte nur schöne Erlebnisse der Großmutter aus dem Krieg, obwohl auch einer ihrer Söhne gefallen war. Die nächtlichen Ausquartierungen, die wegen des Bombenhagels der Alliierten notwendig geworden waren, mochte sie ganz besonders. Die Leute, die nicht in östliche Regionen geflüchtet waren, mussten sich, während dieser Angriffe, in Kasernen mit dem Emblem des Roten Kreuzes begeben. Diesen Aufenthalt unter Schicksalsgenossinnen liebte die Großmutter. Es gab dort diese großen Schlafsäle mit Etagenbetten. Sie konnte dann, mehr oder weniger ungestört, mit allerlei Menschen reden und ihnen ihre Geschichten erzählen. Ein gewaltiges Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelte sich in diesen Bombennächten. Hier zeigte der furchtbare Krieg seine schönen Seiten, wie die Großmutter zu sagen pflegte. Auch hatte sie eine Schwäche für die GIs, obwohl sie ihr diese eine Kuh abgeschossen hatten. Was ihr an diesen Soldaten so gut gefiel, waren deren Ärsche. Sie erzählte immer, dass sie von ihrem Küchenfenster aus, als das Haus noch nicht zerbombt war, den Donnerbalken in ihrer Wiese sehen konnte, wo dann diese jungen, schönen, prallen, oft auch schwarzen Ärsche sich in ihre Blickrichtung wölbten und spreizten. Sie schwärmte davon, obwohl man im Allgemeinen feststellen konnte, dass ihre Beziehung zu Männern eher reserviert war. Vielleicht aus einer gewissen Entfernung wie bei diesen Soldaten, war ihr Verhältnis zu Männern ein besseres. Die Großmutter hatte fast nur Freundinnen, die aber auf Sebastian immer etwas unterkühlt wirkten. Ausschließlich allein stehende Frauen waren es, die irgendwann einmal verheiratet gewesen oder ihr Leben lang ledig geblieben waren. Der einzige männliche Besucher, den sie

zuließ, war Herr Schütz. Er kam so dann und wann einmal vorbei und erwies der Großmutter die Ehre. Körperlich behindert war er und zwanzig Jahre jünger als sie. Einen großen Buckel hatte er und war noch ein Stückchen kleiner als Sebastian. Er besaß einen kleinen, o-beinigen, hellbraunen Hund mit abgeschnittenem Schwanz aus der Rasse der Zwergpinscher. Zwischen der Großmutter und diesem Herrn Schütz wurden aber keine Körperkontakte ausgetauscht. Was man sich höchstens hätte vorstellen können, wäre vielleicht ein Fußkuss von Herrn Schütz gewesen. Ob dies jemals geschehen war, wusste Sebastian nicht.

Es war jetzt an der Zeit, dass Sebastian sich wieder mit seiner Großmutter auf den Heimweg machte. Dezember war es und schon früh würde es dunkel sein. Immerhin betrug der Fußmarsch sieben Kilometer. Auf dieser Wanderung, zurück in jenes Tal, an die sieben Quellen des Wildbaches, bemerkte Sebastian die Kurzatmigkeit der Großmutter zum ersten Mal. Sie nahmen demzufolge auch nicht den Weg über die Berge, sondern gingen durch das Tal. Während des letzten Kilometers musste sich die Großmutter an fast jedem Zaunpfahl fest halten und sich stützen, um wieder freier atmen zu können. Erst spät kamen die beiden zu Hause an. Es sollte der letzte Ausflug der Großmutter sein. Einige Tage später viel sie von der Treppe; wie ein Mehlsack schlug sie auf. Mit Blutergüssen lag sie dann eine Woche lang im Bett und konnte kaum noch essen. Dann, direkt nach Weihnachten, erlitt sie ihren ersten Schlaganfall. Sebastian schlief noch in ihrem Zimmer, aber schon seit einiger Zeit nicht mehr in ihrem Bett. Gegen Morgen stand die Großmutter auf und mit einem gewaltigen Knall, aufgrund ihres Gewichtes, viel sie um. Aufstehen konnte sie nicht mehr. Sebastian musste seine Eltern rufen, die auf dem Hof beschäftigt waren. Die Kühe mussten gemolken werden. Sie eilten herbei und hoben sie wieder ins Bett. Seit diesem Tag schliefen Sebastian und sein Zwillingsbruder im elterlichen Doppelbett und der Vater und die Mutter im Obergeschoss bei der Großmutter. Der Todeskampf hatte eingesetzt. Es sollte noch einige Tage dauern, bis die Großmutter ihren Geist aufgeben würde. Sebastian wagte sich nicht mehr ins Zimmer der Sterbenden. Eine schwere, traurige Zeit brach an. Am frühen Morgen des achtundzwanzigsten Dezembers verschied die Großmutter. Die Nachricht von ihrem Tode wurde Sebastian am folgenden Morgen von der Mutter überbracht. Das Allertraurigste war es, was ihm bis dahin jemals mitgeteilt worden war. Er weinte bitterlich. Eine Welt brach für ihn zusammen.

Da es in den Weihnachtsferien geschah, hatte er genug Zeit, genau mitzuerleben, wie solch ein Trauerfall abgewickelt werden würde. Am Nachmittag wurde die von Sebastian so heiß geliebte Großmutter, in weißen Laken gehüllt, von den Angestellten des Bestattungsunternehmens vom Obergeschoss hinuntergetragen und im Flur eingesargt. Noch ein letztes Mal kämmte Sebastians Mutter das rote Haar der Großmutter und der schwere Eichensarg wurde für immer verschlossen. Dieses letzte Kämmen beobachtete Sebastian aus sicherer Entfernung. Er war

voller Trauer und konnte kaum fassen, was geschehen war. Die Großmutter war tot. Entschwunden für alle Zeit. In den ersten zehn Jahren seines Lebens hatte sie ihn begleitet. So vieles hatte sie ihn gelehrt. Der schwere Gang hinter dem Sarg zu ihrem Grab stand Sebastian noch bevor.

4. Kapitel

Anfang Januar wurde die Großmutter auf dem Waldfriedhof begraben. Obwohl sie des Öfteren den Wunsch geäußert hatte, man möge sie dereinst in aller Stille zur letzten Ruhe betten, wurde diesem Verlangen nicht entsprochen. In feierlichem Rahmen und unter großer Anteilnahme fand die Beisetzung statt. Ein Tag voller Freudlosigkeit war es für Sebastian. Nach dem Herablassen des Sarges in die Gruft erhob der Priester, der von zwei Messdienern begleitet wurde, von denen einer das Prozessionskreuz trug, seine Stimme und sprach: "Staub bist du und zum Staube kehrst du zurück." Jetzt hielt der Geistliche kurz inne und fuhr fort mit der Verheißung: "Der Herr aber wird dich auferwecken am Jüngsten Tage." Auch diese Worte der Hoffnung konnten Sebastian keinen Trost spenden. Ähnliche Formulierungen hatte er schon früher, beim Auftragen des Aschenkreuzes und im Religionsunterricht, gehört, aber jetzt, hier am Grabe seiner Großmutter, litt er darunter. Glücklicherweise brachte die Schule genügend Abwechslung und Zerstreuung. Zu Ostern kam Sebastian schon ins fünfte Schuljahr. Ohne Großmutter ging jetzt die Zeit dahin. Kurz vor den Sommerferien fand immer ein Wandertag statt, an dem jeder teilnehmen musste. Seit Jahren schon hielt man es so, dass die Kleinen, damit waren die Schüler des ersten bis vierten Schuljahres gemeint, Wanderungen durch die nähere Umgebung machten. Die übrigen Klassen, vom fünften Schuljahr aufwärts, suchten fernere Ziele auf. Für Sebastian war das jedes Jahr wieder ein besonderes Ereignis, worauf er sich monatelang freute. Im vorangegangenen Jahr waren er und seine Mitschüler durch den Aachener Stadtwald gewandert. Dort hatten sie die alten Hügelgräber besichtigt. Viel war nicht mehr von ihnen übrig, aber Sebastian konnte sich vorstellen, dass sie einst als Begräbnisstätten gedient haben könnten. Diesmal sollten die oberen Klassen, die etwa hundert Schüler umfassten, einen ganzen Tag ins Bergische Land fahren. Es war vorgesehen die Reise mit der Eisenbahn zu machen. Diese Dampfzüge liebte Sebastian ganz besonders. Sie machten auf ihn den Eindruck, unendlich stark und unverwundlich zu sein, da sie über Jahrzehnte ihren Dienst, ohne schlappzumachen, versehen konnten. Einmal hatte er einundsechzig Wagons gezählt, die von solch einer kräftigen Lokomotive gezogen wurden. Fast unvorstellbar war ihre ungezügelte Kraft. Man wollte über die spektakuläre Müngstener Brücke fahren, die in weitem Bogen die Wupper überspannte und anschließend die alte Schwebebahn in Wuppertal in Augenschein nehmen. Die Lehrerin erzählte, dass sie eines der ungefährlichsten Beförderungsmittel sei. Bis auf einen beklagenswerten Zwischenfall, der aber jetzt schon fast elf Jahre zurückliege, habe es nie schwer wiegende Unfälle mit dieser Hängebahn gegeben. Bei diesem Unglück sei eine junge Elefantenkuh namens Tuffi, durch unglückliche Umstände, aus der Schwebebahn kopfüber in die Wupper gefallen. Zu Werbezwecken für einen in der Stadt gastierenden Zirkus sei der noch unerfahrene Dickhäuter in die Fahrgastkabine hineingezwängt worden, wobei

sich schließlich das Malheur ereignet habe. Trotz dieses gefährlichen Sturzes, sei er aber mit dem Leben davongekommen. Diese Geschichte beeindruckte Sebastian nicht sonderlich. Trotzdem war er im Nachhinein doch froh darüber, dass dieses arme Rüsseltier sich keine tödlichen Verletzungen zugezogen hatte.

Der Ausflug wurde in allen Einzelheiten vorbereitet, wodurch die Spannung sich nur noch steigerte. Endlich war es dann so weit. Sebastian stieg zum ersten Mal in einen Zug. Nach sechzig Minuten schon erreichte die schnaufende Dampflokomotive Köln. Während der Überquerung des Rheins, für Sebastian war es die allererste, lehnte er sich aus dem Abteilstfenster hinaus, obwohl es verboten war. Da es aber keinen Lehrer in der Nähe gab, der ihn davon hätte abhalten können, ging er das Risiko ein. Diese gigantischen, wunderschönen Doppeltürme des gotischen Domes, an denen so lange gebaut worden war, bewunderte er. Den friedlichen Strom, der langsam unter ihm dahinfloss, betrachtete er. Seine Haare wurden vom Winde zerzaust. Die Wassermassen machten ihn schwindlig. Die alten Karnevalslieder, die seine Großmutter immer sang, bemächtigten sich seiner Sinne. Er sah den Himmel, der so kornblumenblau war und den treuen Husaren in seiner mit Goldbrokat verzierten Uniform.

Das ratternde Geräusch - Metall auf Metall - hörte plötzlich auf. Die Überfahrt, die nur kurz gedauert hatte, war vollbracht und Sebastian schloss das Fenster. Die Türme des Domes entschwanden allmählich und wurden eins mit dem Horizont. In rasendem Tempo ging es weiter nach Solingen. Man stieg hinunter ins grüne Tal, dessen Hänge üppig bewaldet waren und gelangte an die Ufer der Wupper. Von dort unten betrachtete Sebastian diese gewaltige, eiserne Brücke. Obwohl das Bauwerk ihn in großes Erstaunen versetzte, war er dennoch ein wenig enttäuscht, dass er diese imposante Konstruktion doch nicht mit dem Zug überqueren würde, wie es ursprünglich vorgesehen war. Die Schulleitung hatte kurzfristig ihre Pläne geändert.

Man ließ flache Kieselsteine über das Wasser hüpfen. Je öfter diese wieder aufsprangen, desto besser war der Werfer. Es war ein schöner Anblick kompakte Steinchen zu sehen, die über das Wasser tänzelten.

Nachdem man sich genügend ausgeruht hatte, traten die Ausflügler den langen Fußmarsch nach Schloss Burg an, das sich am anderen Ufer des Flusses, in südlicher Richtung, befand. Stolz thronte das Schloss auf einem Felsen und erwartete seine Besucher. Sebastian schaute sich vor allem die alten Ritterrüstungen an, denn sie übten eine große Faszination auf ihn aus und regten seine Fantasie an. Die wilden Schlachten des Mittelalters malte er sich aus, in denen diese Rüstungen von tapferen Kämpfern getragen worden waren.

Zum Abschluss fuhr man nach Wuppertal und sah diese Schwebebahn, die aber nicht sehr beeindruckend auf Sebastian wirkte. Zufrieden und glücklich kehrte er am späten Abend wieder an die sieben Quellen des Wildbaches zurück.

Langsam wurde er etwas selbstständiger. Immer seltener sah er Maria. Er konzentrierte sich auf die Religion. Im Laufe der Zeit wurde er streng religiös und betete viel. Den Gottesdienst besuchte er mehrmals wöchentlich. Er züchtete weiterhin Kaninchen. Auch musste er manchmal auf den Feldern des Vaters arbeiten, was ihm aber immer sehr schwer fiel, da es so monoton war. Aber seine Hausaufgaben machte er fleißig und gewissenhaft. Ins sechste Schuljahr kam er jetzt. Zuweilen ödete der Unterricht ihn an, aber er fand große Stärke in seinem Glauben.

Lange Passagen aus Schillers "Wilhelm Tell" musste er dann im siebten Schuljahr auswendig lernen. So wollte es der Lehrer. Der Inhalt dieses Schauspiels interessierte ihn aber fast gar nicht.

Außerdem las man Stifters "Bergkristall". In dieser Novelle wurde beschrieben, wie sich zwei Kinder am Heiligen Abend, im von Eis und Schnee bedeckten Hochgebirge, verirrt hatten und fast erfroren wären. Das sprach Sebastian schon etwas mehr an. Auch die traurige Geschichte von Krambambuli, dem verstoßenen Hund, der treu war bis in den Tod, wurde behandelt. Diese Erzählung der österreichischen Marie von Ebner-Eschenbach mochte Sebastian ganz besonders, denn er empfand großes Mitleid für dieses anhängliche Tier.

Für den Religionsunterricht musste er die Sonntagsevangelien auswendig lernen. Die Frage nach dem Warum, war ihm unklar. Eine wahre Tortur war der Kirchengesang, der jeden Samstag von zehn bis elf Uhr stattfand. Die Lieder für den sonntäglichen Gottesdienst wurden dann eingeübt. Unzählige Male musste man das Gleiche singen, weil der strenge, cholerische und nie zufriedene Dirigent, der unentwegt über sehr starke Magenschmerzen klagte, der Meinung war, es wäre noch nicht perfekt genug.

Im Zusammenhang mit seiner religiösen Erziehung musste Sebastian auch einmal an einer kurzen Wallfahrt nach Kevelaer teilnehmen. Dort sah er dieses Übermaß an brennenden Kerzen auf dem Kapellenplatz. Nicht imposant, so wie Sebastian sich das vorgestellt hatte, sondern bescheiden, fast unscheinbar, stand in dessen Mitte die kleine, sechseckige Gnadenkapelle. Mit großen Lettern hatte man an deren Außenseite einen kurzen Text angebracht. Dort, über dem Bogen des Hauptfensters, das dem Betrachter den Eindruck vermittelte, früher einmal als Haupteingang gedient zu haben, las Sebastian die lateinischen Worte "Consolatrix Afflictorum". Er schaute in diesen winzigen Raum hinein und erblickte das Bild der Trösterin der Betrübten, ohne dass es ihn ergriffen hätte. Aber alles das machte er, ohne zu murren, denn die Glut der Begeisterung, die der Glaube ihm einst geschenkt hatte, war noch nicht erloschen, obwohl es schon erste Anzeichen dafür gab, dass es geschehen würde.

Ab und zu bekam Sebastian ein starkes Verlangen nach der Ferne. Zu diesem Zwecke hatte er sich die Mauer im Flur, an der ein schwarzes Telefon hing und wo seine Großmutter einige Jahre zuvor eingesargt worden war, ausgesucht. In den weißen Kalk ritzte er die wohlklingenden Namen seiner Sehnsuchtsorte.

Städtenamen waren es allesamt, die er aus Erzählungen und aus der Zeitung kannte. Diese eingekerbten Buchstaben machte er dann mit einem Bleistift schwarz-glänzend. Seine Mutter ließ es geschehen und beschwerte sich nicht darüber. Mitunter war sie jetzt sogar etwas vergnügter als früher und trällerte dann "Ännchen von Tharau" wie eine Nachtigal. Von Reichtum und immer währender Treue erzählte das Lied. Kündete es ein Aufleben der Mutter an oder war es ein letztes Aufbegehren, bevor sie in die völlige Apathie versinken würde? Sebastian konnte das plötzliche Singen der Mutter nicht deuten.

Nach einigen Monaten stand dort, an der weißen Wand, neben dem schwarzen Apparat, eine ganze Liste: London, Berlin, Brüssel, Luxemburg, Amsterdam, Paris, New York, Madrid, San Francisco, Sydney, Hongkong, Honolulu, Las Palmas und Jerusalem.

Sebastian hatte die stille Hoffnung, dass diese Wörter einmal sein Verlangen nach der Ferne stillen könnten. Täglich sah er diese verheißungsvollen Namen im Vorübergehen. Jedes Mal, wenn er telefonierte, las er sie und seine Gedanken schwebten hinaus um an diese exotischen Plätze zu gelangen. Diese vierzehn Namen wurden allmählich zum Inbegriff seines Fernwehs. Würden es Stationen der Freude sein oder brachte dieser bunte Städtereigen Sebastian unsägliches Leid, so wie einst die Via Dolorosa dem Herrn?

Der Engel war zu der Überzeugung gekommen, dass sein Schützling die bisherige Schule, auf der er nur noch wenig Nützliches lernte, verlassen müsse, da sie ihm nicht mehr angemessen sei. Etwas Kaufmännisches hatte er für seinen Schützling vorgesehen, damit dessen Talent auf diesem Gebiet gefördert werde. Um dies zu erreichen, musste der Bote Gottes zunächst einmal versuchen Sebastian dazu zu bewegen, seine schulische Lage zu überdenken. Aufgrund dessen würde er von selbst zu der Einsicht gelangen, dass ein anderer Schultyp vorteilhafter für ihn sei. Mit einigem Hin und Her schaffte der Engel es den Wechsel herbeizuführen. Ausgerechnet die Worte des Herren sollten, unbeabsichtigterweise, dazu beitragen, dass es sich erfülle.

Als Sebastian vierzehn war, geschah es zuweilen, dass er den Nutzen des Auswendiglernens der Evangelien nicht mehr einsah. Er hielt es für unangebracht und empfand es als Schikane des Lehrers. Auch der Kirchengesang mit dem cholерischen Dirigenten war ihm zuwider. Er sehnte sich nach mehr Freiheit und interessanteren Fächern. Die Französische Revolution, die im Geschichtsunterricht jahrein, jahraus behandelt wurde, konnte ihn nicht mehr inspirieren. Die Enthauptung von Marie Antoinette ließ ihn unberührt, denn er hatte die tragische Geschichte schon zu oft gehört.

Von Freunden seines Zwillingsbruders hatte er erfahren, welche verschiedenen Lehranstalten es gab und wann man sich dort anmelden müsse. Es sollte keine handwerkliche Ausbildung werden, denn er dachte wieder an die Monotonie der Feldarbeit. Etwas Kaufmännisches sollte es schon sein. Die Wahl fiel auf die zweijährige Handelsschule. Er meldete sich einige Tage nach seinem fünfzehnten Geburtstag an. Glück hatte er, denn fast wäre der Termin verstrichen gewesen. Diese vierundzwanzig

Monate wären überschaubar und täglich würde er in die Stadt zum Unterricht fahren. Nicht mehr mit dem Fahrrad wie zu seiner jetzigen Schule, würde er diesen Weg zurücklegen, sondern mit dem Bus. Es war schon aufregend, diese große Veränderung. Im April fing Sebastian an und erlebte den Unterricht als eine große Herausforderung. Jetzt richtete er sich behaglich in den beiden Zimmern der Großmutter ein und war ein gelehriger Schüler. Die Katzen, Kaninchen und Maria bedeuteten ihm nicht mehr viel. Was ihm besonders viel Spaß machte, war der Englischunterricht. Nach kurzer Zeit schon war er der Beste in diesem Fach.

Sebastian war jetzt bereits sechzehn und der Engel war der Ansicht, es sei an der Zeit, dass sein Schützling zur ersten Ejakulation komme. Bei dem unbändigen Albrecht fand der erste Samenerguss vor fünfhundertsechunddreißig Jahren statt. Er zählte damals erst fünfzehn Lenze. Es geschah im Badezuber mit einer lüsternen und zügellosen Dienerin, die ihm beim Waschen behilflich war. Am Hofe, an dem sich Albrecht damals aufhielt, hatte man die Wollust zu einer Tugend erhoben und man tat alles Erdenkliche um ihr zu frönen.

Im Gegensatz zu einst, achtete der Bote Gottes jetzt mehr auf Einzelheiten. Auch das Alter zog er nunmehr in Betracht, da ein Unterschied von einem Jahre große Folgen haben konnte. Eine Dienerin oder Magd war jetzt nicht mehr dabei, damit Sebastian diesen Ausbruch der Reife ganz privat erleben könne. Mittlerweile war er zu einem ansehnlichen Jüngling herangewachsen. Es ging ihm ausgezeichnet und er genoss das Leben in seiner ganzen Vielfalt. Seine schulischen Leistungen waren optimal und er besaß einige gute Freunde.

Sein Geschlechtsorgan, das einst von der Großmutter liebevoll "Pissmännchen" genannt worden war, hatte sich zu einem stattlichen Körperteil entwickelt. Dieser Ausdruck der Großmutter und die Theorie, die sie damals damit verbunden hatte, verleiteten ihn nun zu einem leichten Schmunzeln, da er den Humor zu schätzen wusste, der sich hinter jener großmütterlichen Äußerung verbarg. Wie verblüffend einfach doch ließ sich so manches Schwierige erklären.

Ab und zu hielt er sich jetzt mit Mitschülern in Lokalen auf, meistens samstags. Vor einem solchen Kneipenbesuch, nahm er ein wohl tuendes, warmes Bad. Man putzte sich aufs Feinste heraus. Bei einem derartigen Badevergnügen merkte er, dass der Penis langsam steif wurde, durch das warme, angenehme Wasser sicherlich noch verstärkt. Er seifte seinen Schwanz ein und während dieses Einschmierens rieb er unwillkürlich immer kräftiger. Er konnte überhaupt nicht mehr aufhören. Ihm wurde ein wenig schwindlig, aber seine Bewegungen wurden immer schneller und dann, mit einem Male, wurde eine weiße, schleimartige Flüssigkeit herausgestoßen, ohne dass er es hätte beeinflussen können. Er wurde fast ohnmächtig vor Schreck und Erleichterung. Die gesamte Muskulatur erschlaffte. Er wusste nicht, wie ihm geschah. War es vielleicht Eiter? Eine Entzündung konnte es eigentlich nicht sein, denn er hatte nie Schmerzen verspürt. Nach einiger Zeit legte sich die Verwirrung, denn er hatte festgestellt, dass dieser

vermeintliche Eiter in ihm jedes Mal eine Wollust hervorrief, obwohl er das Geschehen noch immer nicht richtig einordnen konnte.

Die Schule absolvierte er erfolgreich im April und fing als Lehrling bei einem Geldinstitut mit der Ausbildung zum Bankkaufmann an. Er musste am Schalter die Kunden bedienen. Diese abwechslungsreiche Arbeit gefiel ihm sehr.

Einige Monate später, im Sommer, machte Sebastian seine erste, große Reise. Einen Monat lang fuhr er nach London. Er wollte sein Englisch ausprobieren. Seine Mutter meinte, er wäre noch zu jung, aber Sebastian war dies einerlei. Die Adressen von den Londoner YMCAs besorgte er sich beim britischen Verkehrsamt und buchte ein Zimmer. Er kaufte die Fahrkarte und begab sich Anfang August auf den Weg. Alles war neu für ihn. Siebzehn Lenzte zählte er und hegte große Erwartungen. Über Brüssel und Ostende fuhr der Zug. Von dort ging es mit dem Schiff nach Dover, dann wieder mit der Bahn weiter nach London, Victoria Station. Diese ganze Reise verlief ohne Zwischenfälle.

Auf Sebastian wirkte die britische Hauptstadt sehr sensationell. Die ersten unglaublich kurzen Miniröcke bekam er zu Gesicht, die von ausgelassenen, übermäßig geschminkten Mädchen getragen wurden. Diese Kürze war atemberaubend. Die alte Westminster Abbey mit all den toten Königen und Königinnen besuchte er. Im Tower sah er die kostbaren Kronjuwelen. Er schlenderte über die immer mit Autos, Bussen und Taxis verstopfte Oxford Street mit ihren einladenden Geschäften. Den riesigen Buckingham Palace und die majestätische St. Paul's Cathedral bewunderte er. Er besuchte Theatervorstellungen im Westend. Was Sebastian aber am meisten faszinierte, war die Londoner U-Bahn und der Flughafen Heathrow. Niemals zuvor hatte er ein unterirdisches Beförderungsmittel oder einen Airport gesehen. Tagelang fuhr er mit der Underground von einem Ende der Stadt zum anderen. Mindestens zweimal wöchentlich machte er den kurzen Ausflug nach Heathrow. Er nahm dann immer die Piccadilly Line nach Hounslow und von dort den Bus. Es waren diese roten Doppeldecker. Eine wahre Sensation war dann der Flughafen. Die landenden und aufsteigenden Flugzeuge sah er. In alle Himmelsrichtungen ging es: nach Paris, Hongkong, New York, San Francisco, Madrid, Amsterdam und Sydney. Es waren lauter Städte, die Sebastian nur aus Zeitungsberichten kannte und die er damals auf jener weißen Wand, an der das schwarze Telefon hing, voller Sehnsucht eingeritzt hatte. Das Fernweh machte sich in ihm breit. Ungeheuer stark war die Anziehungskraft des Flughafens. Sebastian hatte das Gefühl, hier, im turbulenten Heathrow und im altehrwürdigen London am Nabel der Welt zu sein.

In der vorletzten Woche seines Aufenthaltes entschloss er sich einen Tag nach Paris zu reisen. Sein erster Flug war es. Er kaufte das Ticket zum sensationellen Preise von nur zehn Pfund Sterling. Mit dem letzten Flug, spätabends, wollte er nach Paris und am nächsten Tag mit der allerletzten Maschine, gegen dreiundzwanzig Uhr, wieder an die Themse zurückkehren. Er

hatte geplant, nach Ankunft in Paris, den Rest der Nacht am Flughafen Le Bourget zu verbringen und morgens mit dem Bus ins Zentrum zu fahren. Was Sebastian aber in seiner Euphorie nicht wusste, war die Tatsache, dass Flugreisende, mehr oder weniger, wie Bus- oder Bahnreisende behandelt wurden. Man musste selbst dafür sorgen, dass man zur rechten Zeit am richtigen Ausgang stand. Die Naivität Sebastians war manchmal, im wahrsten Sinne des Wortes, grenzenlos. Abends begab er sich also nach Heathrow, passierte den Zoll und saß in der Abflughalle. Er wartete und wartete und niemand kam, der ihn zum Flugzeug nach Frankreich begleitet hätte. Um Mitternacht ging er zur Zollkontrolle zurück und trug sein Anliegen vor. Die Beamten konnten nur mit dem Kopf schütteln, ob derartiger Arglosigkeit. Der Emigrationsstempel in seinem Pass wurde wieder annulliert und er begab sich nochmals zum Schalter der Fluggesellschaft. Dort wurde sein Ticket auf den folgenden Tag um acht Uhr dreißig umgeschrieben. Mit einem Taxi fuhr er enttäuscht in die City zurück.

Am nächsten Morgen geschah wieder das Gleiche. Sebastian war zu spät, denn er hatte sich verschlafen. Erneut musste die Abflugzeit um zwei Stunden verschoben werden. Diesmal schaffte er es. Um elf Uhr dreißig landete er in Le Bourget. Den Flug empfand er als eine große Sensation. Unglaublich war es. Zum ersten Mal befand er sich in dieser Weltstadt an der Seine. Während des Fluges schon hatte sich ein freundlicher Passagier angeboten, Sebastian bis zum Airterminal in Paris, am Dôme des Invalides, unter seine Fittiche zu nehmen. Geborgen und sicher fühlte er sich. An der Alexanderbrücke wurde er dann wieder seinem Schicksal überlassen. Gott sei Dank hatte er schon einige Dinge über Paris gelesen. Er wäre sonst verloren gewesen. Lost in Paris. An diesem Pont Alexandre III sah Sebastian zum ersten Mal die Seine. Er erblickte zu seiner Linken den Arc de Triomphe und zu seiner Rechten, in ganz weiter Ferne, die Silhouette des Louvre, am Ende der Champs-Élysées. Er drehte sich noch einmal um und der majestätische Invalidendom bot sich ihm in seiner vollen Schönheit dar. Dass unter der mächtigen Kuppel die Gebeine Napoleons ruhten, wusste er.

Sebastian marschierte diese Prachtstraße hinunter, besichtigte den Louvre, diesen riesigen Gebäudekomplex, von außen und begab sich in die Rue de Rivoli. Die großen Warenhäuser dort bewunderte er und ging immer weiter, in der Hoffnung, dass er später den Rückweg zum Dôme des Invalides bequem finden würde, wenn er nur immer geradeaus ginge.

Äußerst wenig Geld hatte er in London umgewechselt. Ein Taxi konnte er sich deswegen nicht leisten. Auch besaß er keinen Stadtplan. Er musste also seinen Spaziergang durch Paris auf gut Glück durchführen. Unterwegs wurde er noch von einer Zigeunerin angesprochen, aber die verstand er nicht, da er fast kein Französisch sprach. Lediglich ein paar Worte beherrschte er, die er von seiner Tante Eugenie aus Brüssel gelernt hatte. Am Nachmittag machte er sich wieder auf den Rückweg zum Invalidendom, wo sich der Airterminal befand. Bis zu den Tuileries schaffte er es, dann aber verließ ihn sein

Orientierungsvermögen. Er sprach Vorübergehende an, aber keiner wusste, was er wollte. Schließlich kam doch einer, der die Worte "Air France" anscheinend verstand, richtig interpretierte und ihm mit Gesten deutlich machte, in welche Richtung er sich zu begeben hätte. Letztendlich kam er, fast der Verzweiflung nahe, am Airterminal an. Der Bus brachte ihn nach Le Bourget und das Flugzeug von dort nach Heathrow. Kurz vor Mitternacht landete er in London, erschöpft und unendlich müde. Dort nahm er ein Taxi in die Innenstadt. Als er endlich im Bett lag, war er glücklich und in Sicherheit, denn der Ausflug nach Paris hatte ihn sehr angestrengt. Während seiner letzten Woche in England dachte er noch oft an die französische Hauptstadt.

Ende August reiste Sebastian wieder über Brüssel nach Aachen zurück. Auch hatte er beschlossen, so schnell wie möglich Französisch zu lernen.

Im Herbst schrieb er sich bei einer Privatschule für einen Abendkurs ein. Zweimal wöchentlich fanden die Doppelstunden statt. Daneben meldete er sich bei einer Fahrschule an, weil er den Führerschein mit achtzehn haben wollte. Der theoretische Unterricht war abends, einmal wöchentlich. Diese Stunden bestanden daraus, dass einem die notwendigen Kenntnisse, die für die Teilnahme am motorisierten Straßenverkehr unentbehrlich waren, beigebracht wurden.

Sebastian lernte alles über Verkehrsschilder, Vorfahrtsregeln und Parkverbote. Das tatsächliche Autofahren geschah dann zweimal in der Woche während der Mittagspause. Sechzig Minuten dauerte die Praxis jeweils. Für Sebastian stellte das kein Problem dar, weil er eine neunzigminütige Brotzeit hatte.

Darüber hinaus meldete er sich noch bei einer Tanzschule an. Einmal in der Woche ging er fortan dorthin. Ein volles Programm hatte er also jetzt zu bewältigen, aber er war noch jung und liebte diese Hektik. Tagsüber musste er natürlich noch die Arbeit am Bankschalter verrichten.

Die Tanzstunden machten Sebastian nur wenig Freude. Er lernte zwar die klassischen Tänze, wie Walzer, Foxtrott, Cha-Cha-Cha, Paso doble und Tango, aber es gab nichts Sensationelles daran. Während der ersten Stunde mussten die Jungen und Mädchen noch getrennt tanzen. Glücklicherweise hatte Sebastian schon nach sehr kurzer Zeit eine feste Tanzpartnerin gefunden, mit der er sich gut verstand.

Die Fahrschule war zwar interessant, aber konnte keineswegs als spannend bezeichnet werden. Schon beim ersten Mal, einen Monat vor seinem achtzehnten Geburtstag, bestand Sebastian die Fahrprüfung. Noch dreißig Tage musste er auf seinen Führerschein warten, bevor man ihn ihm aushändigte.

Der Französischkurs war jedoch sehr sensationell. Die Lehrerin machte einen großen Eindruck auf Sebastian. Zwanzig Jahre älter als er war sie und eine gebürtige Belgierin. Trotz ihres Alters wirkte sie noch sehr jugendlich. Sie sprach fließend Deutsch, obwohl ihre Muttersprache Französisch war. Da sie den Unterricht sehr abwechslungsreich gestaltete, war das Erlernen der Vokabeln eine reine Wonne. Die Beziehung zwischen ihr und Sebastian, die anfänglich ausschließlich auf das Schulische

beschränkt war, wurde im Laufe der Monate immer privater, ohne dass er es hätte verhindern können. Das Verhältnis zwischen ihm und dieser Lehrerin entwickelte sich immer eigenartiger und bizarrer. Dies führte letztendlich auch zum Bruch zwischen ihnen.

Diese attraktive Frau war geschieden und hatte zwei Töchter, die aber nur am Wochenende bei ihr wohnten. Die restliche Zeit fristeten sie in einem ostbelgischen Internat, das von streng katholischen Nonnen geleitet wurde. Jeglicher Kontakt zu jungen Männern war den Mädchen unter Androhung von körperlicher Züchtigung verboten.

Ihr Ex-Mann, von dem sie seit einigen Jahren schon geschieden war, lebte in Hamburg und hatte sich eine neue Existenz aufgebaut. Seine jetzige Lebensgefährtin war etliche Jahre jünger als er. Diese beiden hatten bereits wieder eigene Kinder und die zwei Töchter aus erster Ehe kümmerten den Vater nicht mehr.

Sebastian genoss den überaus interessanten Unterricht der kapablen Dozentin. Ihr Lächeln war äußerst charmant und ihre Bewegungen graziös. Es war eine Lust ihr zuzuhören und sie zu beobachten. Aber wie sich nach kurzer Zeit schon herausstellen sollte, hatte sie eine äußerst negative Eigenschaft. Sie war ausgesprochen nymphoman veranlagt. Immer wieder neue Männer suchte sie, junge und alte. Auch vor Schülern oder Studenten schrak sie nicht zurück. Sebastian zeigte sie sich, aus fingierten Gründen, immer wieder nackt oder in Reizwäsche. Anfangs empfand er dies noch als ein besonderes Vorrecht, aber schon rasch wurde es für ihn abstoßend und widerlich. Als sie merkte, dass sie mit ihrem eigenen Fleisch nicht zum Zuge kam, musste ihre eigene Tochter herhalten. Diese war drei Jahre jünger als Sebastian.

Der Engel wusste, was geschehen würde und ließ es zu, auf dass sich die Vorsehung erfülle.

Eines Tages sagte die Lehrerin zu Sebastian, dass sie gerne wolle, dass er ihrer ältesten Tochter die Unschuld nähme. So drückte sie sich aus. An Maria dachte Sebastian und sagte, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, zu. Die Tochter sollte an einem Sonntag alleine mit Sebastian in der Wohnung der Lehrerin sein. So hatte sie es eingefädelt.

Das fünfzehnjährige Mädchen saß auf der Couch und Sebastian näherte sich ihr. Alles ging sehr mechanisch. Sebastian nahm sie in den Arm und mit der freien Hand griff er ihr zwischen die Schenkel. Sie wehrte sich nicht. Sie sagte nichts. Sie saß nur einfach da. Nach kurzer Zeit zog Sebastian ihr die Unterhose aus und betastete ihre Schamlippen und spreizte sie. Er rieb ein wenig und es wurde feucht. Er drehte sie auf den Bauch, damit er weiterarbeiten konnte ohne ihr Gesicht sehen zu müssen. Einmal auch probierte er, in sie einzudringen, aber es gelang nicht. Sebastian hörte auf. Das Mädchen zog sich an. In ihren Augen konnte er die schwere Enttäuschung und große Traurigkeit sehen, die sie während des Aktes empfunden haben musste. Die erste Kopulation war misslungen. Es war keine Lust dabei. Ein missglückter, mechanischer Vorgang war es, der nur stattfand, weil ihre Mutter, die Kupplerin, es gewollt hatte.

Sebastian blieb weiter im Französischkurs, aber distanzierte sich von der Dozentin. Diese akzeptierte die Haltung von Sebastian.

Der Engel hatte unterdessen den Beschluss gefasst, dass sein Schützling im zweiten Jahr seiner kaufmännischen Ausbildung erneut an die Sexualität herangeführt werden sollte, damit eine ausgewogene Entwicklung gewährleistet sei. Dazu erwählte er einen Jüngling von zwanzig Jahren.

An einem Samstagabend im Sommer geschah es, dass Sebastian zusammen mit seinem Schulfreund die Stadt auf der Suche nach Abenteuern durchstreifte. Dieser Kumpan war mehr oder weniger schon mit dem städtischen Ausgangsleben vertraut. Für Sebastian war dies alles neu. An jenem Abend hatte der Begleiter den bizarren Einfall, dass man einmal, zur Abwechslung, in eine gewisse Kneipe gehen könne, in der sich hauptsächlich Männer trafen. Sebastian war zwar ein bisschen misstrauisch, aber sagte dennoch zu. Es gab damals in Aachen ein berühmtes Lokal mit dem Namen "La Boutique". Diese Gaststätte, die auch eine kleine Tanzfläche besaß, lag in der Nähe des Elisenbrunnens. Dorthin begaben sich Sebastian und sein Kamerad. Der Freund drückte den Klingelknopf und die Tür öffnete sich. Eine Wolke von Parfum drang nach draußen und die beiden wurden aufs Herzlichste hereingebeten. Eine eigenartige Atmosphäre herrschte in diesem klubähnlichen Lokal. Männer tanzten eng umschlungen miteinander. Sanft und melancholisch war die Musik. Sebastian spürte, dass es etwas Besonderes war. Nach kurzer Zeit schon sagte der Gefährte, dass er genug der Schwulen gesehen hätte. Er wollte wieder hinaus. Sebastian folgte ihm, aber er musste immer wieder an diese merkwürdige Kneipe zurückdenken. Das Wort "Schwule" übte auf ihn eine große Faszination aus, da der Freund diesen Ausdruck niemals vorher benutzt hatte und im Ton seiner Stimme etwas Verächtliches gelegen hatte. Instinktiv wusste er aber auch, dass dieses Wort etwas Tabuisierendes und gleichzeitig Negatives in sich barg.

Die Atmosphäre in der Gaststätte war irgendwie anziehend. Schon einige Wochen später ging Sebastian wieder in dieses "La Boutique". Diesmal war er jedoch alleine, da er den Schulfreund nicht darum bitten wollte, ihn dorthin zu begleiten. Die Art und Weise, wie dieser vor fast einem Monat das Wort "Schwule" ausgesprochen hatte, machte deutlich, dass er in diesen Kreisen offensichtlich nicht verkehren wollte. Sebastian genoss die Zuwendungen und das Interesse, das ihm entgegengebracht wurde. Zum ersten Mal tanzte er mit einem Jungen. Das Paradies schien ihm nah. Was um ihn herum geschah, merkte er nicht mehr. Er fühlte die Erektion seines Tanzpartners. Die Welt fing an sich zu drehen. Er war im Rausch. Für Sebastian blieb die Zeit stehen. In ihm stieg die Lust auf. Es war das Nonplusultra dessen, was er bisher kannte. Dieser blonde, geschmeidige, zwanzigjährige Tanzpartner lud ihn dann noch zu einem Bier ein und brachte ihn zum Bus. Es war der Letzte, der Sebastian in die Nähe jenes Tales bringen konnte, wo der elterliche Bauernhof sich befand. Da es aber noch eine Weile dauern würde, bevor der

Omnibus käme, benutzte der schöne Tänzer diese Zeit für sein Vorhaben. Sebastian ahnte nichts davon und war glücklich, dass er zur Haltestelle begleitet wurde. Der Tanzpartner schlug ihm vor, dass man sich noch kurz in eine Baustelle zurückziehen könne, die sich schicksalhafterweise am Straßenrand befand. Obwohl ihm jetzt doch langsam klar wurde, was geschehen würde, ging er mit. An einer nicht von der Straße aus sichtbaren Ecke stellte sich der Liebhaber vor Sebastian und begann, dessen Gesicht sanft zu streicheln. Anschließend bedeckte er es mit heißen, feuchten Küssen, wobei seine Zungenspitze abwechselnd in die Nasenlöcher und in die Ohrmuscheln eindrang. Sebastian fühlte, dass ihm das Blut zu Kopfe stieg. Der galante Verführer ließ seine Hose und Unterhose unmerkbar sinken. Sebastian spürte den sich aufrichtenden Schwanz seines Partners. Die warmen Schenkel, die Rundungen der Arschbacken, die harten Brustwarzen und die Lippen berührte er voller Verlangen. Ein leichtes erwartungsvolles Zittern erfasste seine Hände. Mit den Fingern fuhr er zärtlich durch das samtweiche Haar desjenigen, der sich ihm jetzt hingab. Es war eine himmlische Sensation. Körper und Geist wurden gleichermaßen bis aufs Äußerste aktiviert. Man erlebte eine ungekannte Hemmungslosigkeit. Alles bisher Dagewesene wurde übertroffen. Sebastian und sein Tanzpartner kamen zur Explosion. Sie wurden zu Zeugen eines gewaltigen Ereignisses, dessen Initiatoren sie selbst waren. Diese alles übersteigende Erfahrung sollte Sebastian fortan stark prägen. Auf dieser Baustelle, an jenem Abend, hatte er ein Stück des Paradieses erfahren.

Der Engel war dabei und hieß es gut, denn er hatte es so vorbestimmt, damit sein Schützling rechtzeitig die unbezähmbaren Begierden kennen lerne, die von der Wollust entfesselt werden konnten.

Sebastian erreichte noch gerade den Bus. Die letzten zwei Kilometer musste er zu Fuß gehen, in jenes Tal, an den sprudelnden Quellen des Wildbaches. Er empfand jetzt diesen Weg, den er so oft mit seiner Großmutter gegangen war, als wohl tuende Erleichterung. Die frische, kühle Nachtluft tat ihm gut.

Sein Engel musste erneut eingreifen. Er hatte die Aufgabe ihn zu führen, zu beobachten und zu beschützen. Also entschloss er sich dazu, Sebastian diesmal an den Abgrund des Möglichen zu führen. Es musste sehr drastisch sein, damit sein Schützling nicht zu leichtsinnig werde und sich seine Überschwänglichkeit keinesfalls noch mehr steigern. Der Bote Gottes wusste, dass die Enttäuschung, die der Euphorie folgen würde, umso größer wäre, je länger die Ernüchterung auf sich warten ließe. Die Freude über das Vorgefallene war so groß, dass er seiner Kollegin, am Arbeitsplatz auf der Bank, von seinen amourösen Abenteuern berichtete. Die arglistige Frau aber, diese verräterische Kreatur, unterrichtete den Bankdirektor. Am folgenden Morgen wurde der unwissende und liebende Sebastian, in der Blüte seines Lebens, zum Direktor zitiert. Ihm wurde direkt ins Gesicht geschleudert, dass er sexuellen Umgang mit Männern hätte und daher erpressbar wäre. Außerdem seien diese

Handlungen abartig, pervers und darüber hinaus sogar, nach dem Paragraphen einhundertfünfundsiebzig des StGB, strafbar. Die Bank, als Ausbilder, habe die Pflicht seine Eltern zu informieren. Wie gelähmt war Sebastian und unfähig etwas zu erwidern. Schweigend ging er wieder an seinen Schreibtisch zurück und sah dabei seiner Verräterin in die Augen. Diese Unglückselige wich seinen vorwurfsvollen Blicken aus. Sebastian bediente die Kunden weiter, etwas missmutig zwar, aber doch korrekt. Für ihn war eine Welt zusammengebrochen. Die Vorstellung, dass die Eltern seinen Blick ins Paradies, von offizieller Seite zu hören bekämen, war für ihn unerträglich. Die Großmutter, die Starke und Emanzipierte, die durchaus liberal und in sexuellen Angelegenheiten so offen und fortschrittlich war, lag schon lange im kühlen Grabe. Sie konnte Sebastian nicht mehr helfend zur Seite stehen. Die Mutter, die sich schon vor vielen Jahren in die Passivität zurückgezogen hatte, litt an sich selber und war im Grunde asexuell. Auch der Vater, sehr orthodox und auf sich selbst konzentriert, bot keine Alternative. Sebastian befand sich in einer lebensbedrohlichen Krise. Er hatte das Gefühl, die ganze Welt wäre gegen ihn. Wie sollte er sich jetzt entscheiden? Im Laufe jenes Arbeitstages nahm die Lösung konkrete Formen an: Selbstmord in Paris.

Lost and dead in Paris.

Am Spätnachmittag hob Sebastian eine bescheidene Summe Geldes von seinem Konto ab, die gerade zur Deckung der Reisekosten ausreichte. Nach der Arbeit ging zum Bahnhof und löste eine Fahrkarte nach Paris. Diese Stadt war ihm ja noch bekannt. For ever lost in Paris.

Den Eiffelturm hatte er während seines ersten Besuches nicht besichtigt. Er kehrte an jenem Abend, im Herbst, nicht mehr in dieses schöne Tal, an der holländischen Grenze, zurück, sondern saß im Zug in die französische Metropole. Das Ziel hieß: La Tour Eiffel. Morgens, gegen fünf Uhr kam er, ohne jedes Gepäck, am Nordbahnhof an. Über die Rue du Faubourg St-Denis und den Boulevard de Sébastopol gelangte er im Morgengrauen an die Ufer der Seine. Er folgte diesem Fluss stromabwärts, Richtung Eiffelturm. Feucht und kalt war jener Tag im November und er wusste, dass es sein letzter Fußmarsch sein würde. Gegen neun Uhr fuhr er hoch, bis ganz oben. Dort wollte er springen und würde von allem befreit sein. Dieser Gedanke der absoluten Freiheit beflügelte ihn. Die Angst fiel von ihm ab. Eine große Ruhe und ungeheure Leere breitete sich in ihm aus. Er schritt auf das Geländer zu, damit sein sehnlichster Wunsch sich erfülle. Festentschlossen ergriff er diesen letzten Halt und ließ seinen Blick in die Ferne schweifen.

Sebastian sah Paris, wie es sich den Schwalben darbot. Dieses wunderschöne Panorama machte einen so großen Eindruck auf ihn, dass er wieder neue Hoffnung schöpfte. Er hatte zwar kein Geld mehr, aber er wollte nur noch hinunter. Er war verloren in Paris. Jetzt hatte es sich buchstäblich bewahrheitet. Sebastian stand, ohne einen Pfennig, mitten in der

französischen Hauptstadt, aber er hatte eine Läuterung erfahren.

In Aachen würden jetzt die ersten Suchaktionen anlaufen und die Kunde von seinen homosexuellen Handlungen bekannt werden. Sebastian ließ dies kalt, denn er dachte jetzt nur noch an das nackte Überleben in Paris. Zur Mittagszeit knurrte ihm der Magen. Kein Geld, kein Essen! Sebastian versuchte die beschwerliche Rückreise per Anhalter zu bewältigen, aber das erwies sich als ein schwieriges Unterfangen. Er kam nur äußerst langsam voran. Bis zu den sieben Quellen des Wildbaches dauerte es achtundvierzig Stunden: ohne Essen, ohne Trinken und ohne jeglichen Schlaf. Sebastian war völlig gebrochen. Als er zu Hause ankam, machte seine Mutter ihm den schwer wiegenden Vorwurf, dass er mit Männern geschlafen habe. Für Sebastian war es, wie ein scharfer Stich mitten ins Herz. Wie konnte eine Mutter es wagen, einem heimgekehrten Sohn, diese vernichtenden Worte, die wie vergiftete Pfeile wirkten, als Begrüßung entgegenzuschleudern? Sebastian wünschte sich seine Großmutter, die Unersetzbare, zurück, damit sie ihn, einer aufgebrachten Löwin gleich, die auf Leben und Tod um ihre Jungen kämpfte, verteidigen könne. Der Engel sah all dies und war zufrieden, denn es war unabdingbar, dass es geschehe, weil die Vorsehung es so gebot. Fiat voluntas tua, Domine!

5. Kapitel

Sebastian legte sich erst einmal ins Bett und wollte mit niemandem mehr etwas zu tun haben. Vor allen und allem verschloss er sich. Die Mutter bat ihn zu essen, aber er weigerte sich etwas zu sich zu nehmen. Der Vater sah den verzweifelten Sohn, aber unternahm nichts. Die Brüder von Sebastian griffen nicht ein. Nur der Engel hielt die Wacht und sah Sebastian, den Leidenden, den Märtyrer und den aller Hoffnungen Beraubten. Er griff noch nicht ein, weil Sebastian erst zu sich selbst finden müsse. Nur noch die Zeit konnte die Wunden heilen.

Die Lehre war dahin. Niemals mehr wollte er zu dieser Bank zurück, die ihn so abrupt ins Unglück gestürzt hatte. Alleine der Gedanke daran, war für ihn schon wahrer Horror. In seinen hasserfüllten Vorstellungen hätte diese doppelzüngige Verräterin auf dem Schafott enden müssen, genauso wie damals Marie Antoinette. Sein unbändiger Zorn und seine beinahe unstillbaren Rachegeleüste gingen sogar noch weiter. Selbst die Guillotine wäre eine noch zu milde Strafe für diese tückische, niederträchtige Schlange gewesen. Er hätte sie am liebsten steinigen lassen, wie es in solchen Fällen, bei abtrünnigen Verräterinnen und Vertrauensbrecherinnen, früher, im alten Arabien, Usus war. Nur diese grausamste aller Strafen hätte ihm Genugtuung verschafft, da sie Vertrauliches so schamlos verraten hatte.

Ideo precor beatam Mariam semper Virginem, beatum Michaellem Archangelum, beatum Joannem Baptistam, sanctos Apostolos Petrum et Paulum, omnes Sanctos et te, pater, orare pro me ad Dominum, Deum nostrum.

Aus diesem verdammten schönen Tal wollte er weg. Der Umgang mit den Eltern fiel ihm schwer, die jeden Abend um sieben Uhr die Nachrichten hörten und darüber diskutierten, ob die Preise für Rindfleisch gestiegen oder gesunken waren. Das Leben wurde ihm zu einer unerträglichen Last. Diese Männergeschichte empfand er jetzt als etwas, dessen er sich schämen müsste. Er konnte nicht mehr in diesem Dorf leben, wo alles so standardmäßig ablief. An diesen sieben Quellen des Wildbaches, wo Männerliebe ein unüberwindliches Tabu war, geistig Zurückgebliebene als billige Arbeitskräfte eingesetzt wurden und Mägde wie Freiwild gejagt werden konnten, wollte er nicht mehr bleiben. Diesem schönen Tal, wo die katholische Kirche, diese heilige und apostolische, ihre Tentakel ausstreckte und jeden gnadenlos erdrückte, der aufmüpfig wurde, wollte er entfliehen. Sebastian hasste die Kirche, das Gebetbuch mit den lateinischen Texten und den Rosenkranz, sowohl den glorreichen als auch den schmerzhaften. Alles das hasste er, was er früher einmal so geliebt hatte. Er wollte nach London, New York oder Australien. Weit weg sollte es sein. In ihm war das Chaos ausgebrochen. In äußerster Bedrängnis und großer Not war Sebastian und wusste nicht, dass er einen Engel hatte, dessen einzige Aufgabe es war, ihn zu beobachten und zu beschützen. Sebastian war am Ende seiner Kräfte. Das Leben war für ihn ausgelebt. Er flüchtete sich in sich selbst und ließ keinen an

sich heran. Gefühle tiefen Hasses, großer Verzweiflung und krankmachender Ohnmacht wechselten einander in hohem Tempo ab. Seine Gedanken drehten sich in einem Teufelskreis. Dieses gefährliche Fieber höhnte ihn aus. Es schwächte seinen Geist und seinen Körper. Der Lehrvertrag mit der Bank wurde aufgelöst, denn für Sebastian war dieser Weg nicht mehr relevant. Seine Mutter schaltete in dieser fast aussichtslosen Situation ihren zweitältesten Sohn ein. Er war zehn Jahre älter als Sebastian und zum damaligen Zeitpunkt schon verheiratet. Früher hatte er ihm immer diese herrlichen Nusseckchen mitgebracht. Zum Arbeitsamt musste dieser Sohn, der Bruder, Sebastian schleppen, damit er in einem anderen Betrieb seine Lehre beenden könne. Dieser Versuch zur Wiedereingliederung kam Sebastian vor wie ein viel zu kleines Nadelöhr, wo er sich mit aller Gewalt hindurchzwängen musste. Ganz allmählich versöhnte er sich mit dem Gedanken, dass er die Lehre beenden müsste. Man suchte für ihn eine Stelle bei einer internationalen Speditionsfirma. Sebastian nahm seine Arbeit wieder auf, obwohl sie ihm keinen Spaß machte. Diese zweite Lehre sollte nur dreißig Monate dauern. Die Gewissheit, dass es nur von kurzer Dauer sei, bewog ihn dazu, die Ausbildung anzutreten. Stundenlang musste er Frachtbriefe ausfüllen und unzählige Rechnungen kontrollieren. Eine furchtbarere und uninteressantere Tätigkeit war für ihn kaum vorstellbar. Ab und zu musste er, über das Gericht, eine Zwangsvollstreckung bei Kunden durchführen lassen. Im Grunde ödete diese Arbeit ihn an. Er überdachte seine Lage und kam zu dem einsichtigen Entschluss, dass er erst einmal die Lehre zu einem guten Ende bringen müsste. Eine Schule würde er danach wieder besuchen, das Abitur machen und anschließend an einer Universität studieren. Die Fächer waren ihm auch schon klar. Am liebsten würde er sich mit Englisch und Französisch beschäftigen, denn diese Sprachen liebte er. Als Endziel schwebte ihm der Lehrerberuf vor. Durch diese neue Zielsetzung wurde ihm die Arbeit bei der Speditionsfirma erträglicher und manchmal ging er auch ganz in ihr auf. Der Engel sah, dass Sebastian guten Willens war und gewährte ihm, um sein Leben etwas zu versüßen, ein kleines Intermezzo mit einem fast gleichaltrigen Mädchen. In jener Zeit geschah es, dass Sebastian die schöne Veronika traf. Sie stand bereits im Ruf sich mit jedem einzulassen. Sebastian dachte, dass er bei ihr leichtes Spiel haben würde. Er überlegte, wie und wann er sie ansprechen könnte. Eines Tages sah er sie dann wieder im Bus. Da er wusste, wo sie diesen verlassen würde, blieb er einfach bis zu dieser Haltestelle sitzen. Sie stieg aus und er folgte ihr. Die pralle Veronika war noch Schülerin. Sebastian wusste nicht, ob sie selbst überhaupt Französisch auf der Schule lernte, die sie besuchte. Dessen ungeachtet aber sprach er sie einfach an und bat sie, ihm Französischstunden zu geben, da er so schlecht in diesem Fach sei, was aber nicht stimmte. Die junge Abiturientin reagierte wohlwollend. Sie sagte, dass Französisch eines ihrer Lieblingsfächer sei und dass sie es gut beherrsche. Man machte eine erste Verabredung in der

Stadt, in einer ruhigen Gastwirtschaft und übte sowohl Vokabeln als auch Satzkonstruktionen. Diese Kneipe, in der sie sich zu Unterrichtszwecken aufhielten, lag in der Nähe der Antoniusstraße. In jenen Tagen reihte sich dort ein Bordell an das andere. Veronika störte das wenig und Sebastian überhaupt nicht. Die Wirtin, eine überaus freundliche Frau mittleren Alters, der man noch ansah, dass sie früher einmal im Milieu ihr Geld hatte verdienen müssen, ließ die beiden ruhig gewähren. Sebastian hatte zuweilen sogar den Eindruck, dass es ihr eine willkommene Abwechslung war, auch einmal Gäste zu haben, die zwar nicht viel verzehrten, aber dafür eine gewisse Unschuld mitbrachten, wodurch sich das Ambiente in ihrem Lokal angenehm veränderte. Von den leichten Mädchen, die diese Wirtschaft frequentierten, wurden die beiden Lernenden unbehelligt gelassen. Stündlich bestellte man ein Getränk, damit die Kosten sich in Grenzen hielten. Mitunter machte Sebastian absichtlich Fehler, damit Veronika ihr Können als Lehrerin unter Beweis stellen konnte. Bereits schnell merkte Sebastian, dass dieses talentierte Mädchen anders war als ihr Ruf. Einen ernsthaften Charakter hatte sie und über alles Mögliche konnte man mit ihr reden. Die liebenswürdige Veronika stimulierte Sebastian sogar zu seinem Vorhaben den Lehrerberuf zu ergreifen.

Die Nachhilfestunden in Französisch wurden bereits schnell von zwei auf vier je Woche erhöht. Jeweils am Dienstag- und Freitagabend fanden sie statt. Nach kurzer Zeit schon merkte Veronika, dass falsch gespielt wurde. Dies sagte sie auch, leicht verärgert zwar, aber dennoch mit einem Schmunzeln, Sebastian. Diesem war der zu erwartende Zwischenfall ein wenig peinlich. Ab jetzt unterhielt man sich über wichtigere Sachen. Sebastian erzählte ihr seine Geschichte und auch, warum er sie angesprochen hatte. Das Sexuelle wies sie direkt kategorisch zurück. Die wertvolle Freundschaft aber, die mittlerweile entstanden war, pflegte man weiter, obwohl Sebastian fortwährend das Gefühl hatte, dass von seiner Seite mehr investiert werden müsse als von der ihrigen. Diese kluge Veronika war im Grunde ein guter Mensch, aber sehr theoretisch. Sie wollte immer, dass man ihr lange Briefe schrieb und darin irgendein Problem analysierte und ausführlich eine These, Antithese und Synthese formulierte. Wie in den Aufsätzen sollte es sein. Er tat ihr den Gefallen, weil ihm ihr Wohlwollen und ihre Zuneigung sehr wichtig waren. Die liebenswürdige, zuweilen philosophierende Veronika hatte großen Einfluss auf Sebastian. Klar war ihm aber nicht, ob sie sich dessen bewusst war. Zwischen ihnen ist es nie zu sexuellen Handlungen gekommen, obwohl das anfänglich sicher Sebastians Absicht war.

Der Engel schaltete sich wieder ein und lenkte Sebastians Schritte in eine andere Richtung. Er wusste noch von seinem vorigen Schützling, zu welcher einer verfahrenen Situation die Störung einer gleichgewichtigen seelischen und körperlichen Entwicklung führen könne. Frustration, Verklemmtheit und Menschenscheu waren dabei noch die geringsten Übel.

Damals im April zu Nürnberg, vor fünfhundertsechsdreißig Jahren, hatte der Engel ein einziges Mal nur den Versuch unternommen, den schürzenjagenden Albrecht die süßen Früchte der Amour bleu kosten zu lassen. Zu jener Zeit war dieser achtzehn Jahre und seine ersten Kriegserfahrungen in Böhmen hatte bereits gesammelt. Das gleiche Alter hatte auch Sebastian, als der Bote Gottes ihn an die kurze Liebe heranführte, für die er so schwer büßen sollte. Aber das lag jetzt schon fast ein Jahr zurück und die geschlagenen Wunden waren geheilt.

Im Falle des manchmal zur Zote neigenden Albrechts gebot die Vorsehung damals, dass ein kräftiger Stallknecht von neunzehn Jahren sich ihm, dem noch ein bisschen Pummeligen, eines Abends näherte, um ihn zu bitten, beim Zäumen der Pferde behilflich zu sein. Während dieser Tätigkeit gerieten ihre jungen Körper ungewollt aneinander. Der Engel war der Ansicht, dass es jetzt der rechte Augenblick sei, den unbändigen Albrecht den Liebesakt ausführen zu lassen, auf dass die unliebsamen Zwischenfälle mit den nymphomanen Mägden, die sich drei Jahre zuvor bis ins Exzessive hinein gesteigert hatten, einigermaßen kompensiert würden. Ein unbeschreibliches Fiasko wurde es, da der schöne Knecht und der etwas rundliche Albrecht völlig ratlos waren. Sie hätten zwar gerne ihr Bedürfnis befriedigt, aber sie waren beide etwas zu zögerlich. Der athletische Knecht war zurückhaltend, weil es sein sozialer Status so erforderte und Albrecht hatte keine einschlägigen Erfahrungen mit Stallknechten, da die üppigen Mägde ihm zu Dienste waren. Der Engel hatte aus diesem unglücklichen Vorfall seine Lehre gezogen. Sebastian hatte er deswegen im Laufe von achtzehn Jahren peu à peu in alle Bereiche der Sexualität eingeführt. Er war sich daher sicher, dass seinem jetzigen Schützling nicht das Gleiche widerfahren würde wie dem ratlosen Albrecht vor mehr als fünfhundert Jahren.

Der Bote Gottes war der Auffassung, dass Sebastian jetzt für den folgenden sexuellen Kontakt reif wäre, denn seit dem letzten Liebesabenteuer waren schon mehr als zehn Monate vergangen. Zu diesem Zwecke suchte er sich einen jungen Mann aus, der fünf Jahre älter war als Sebastian. Ein Holländer sollte es sein.

Neunzehn war Sebastian nun und ein frischer Bursche. Er hatte seine festen Zukunftspläne und strahlte wieder einen leichten Optimismus aus.

Eines Abends, gegen Ende des Frühlings, ging er zum ersten Mal wieder in eine Bar. Der Weg führte ihn nach Maastricht. Von einem Arbeitskollegen hatte er erfahren, dass es dort, an den Ufern der Maas, einen Klub gäbe, in dem hauptsächlich Schwule verkehrten. Die Begriffe homo-, bi-, hetero- und asexuell waren Sebastian mittlerweile geläufig. Die Wörter Schwuler, Hundertfünfundsiebziger und warmer Bruder waren fester Bestandteil seines Vokabulars geworden, obwohl er sie noch immer mehr oder weniger als Schimpfwörter empfand. Er machte sich also an einem Samstagabend auf den Weg nach Vaals. Dort nahm er den Bus. Gegen zehn Uhr betrat er, unter Herzklopfen,

diesen Klub in Maastricht. An jenes "La Boutique" dachte er wieder, wo seine Misere angefangen hatte, wo er aber auch diesem wunderbaren Tanzpartner begegnet war. Er nahm an der Theke Platz und bestellte ein Bier. Die Bedienung sprach, wenn man das wünschte, auch mehr oder weniger gut Deutsch. Im Laufe des Abends kam ein junger Holländer und forderte Sebastian zum Tanze auf. Die Sinnlichkeit erwachte wieder und die Hoffnung auf das, was kommen sollte, erfüllte Sebastian. Er hieß Paul und stellte sich dermaßen beschützend auf, dass Sebastian sich nur in diese Sicherheit fallen zu lassen brauchte. Für ihn begann jetzt eine Zeit voller Hingabe und Liebe. Sie gab ihm all das, wonach er sich so lange gesehnt hatte. Auf der Arbeitsstelle verlief alles ohne nennenswerte Zwischenfälle. Zuhause gab es keine Unstimmigkeiten mehr. Der Vater und die Mutter diskutierten weiter über die sinkenden oder steigenden Fleischpreise. Sebastian genoss sein Leben. Paul und er unternahmen jetzt viele Reisen. In Luxemburg sah er das tief eingeschnittene Tal der Pétrusse mit den weit gespannten Bogen der alten Brücke und in London, das er schon gut kannte, wieder das bunte Treiben am Piccadilly Circus sowie die edlen Geschäfte in der Bond Street. Er bewunderte in Nîmes das römische Amphitheater und den seltsam schönen Stadtpark. In Amsterdam bestaunte er den königlichen Palast auf dem Dam und die Grachten mit den alten Kaufmannshäusern.

Über die Grand' Place in Brüssel schritt er an einem Samstag und ließ die reich verzierten Gebäude und kleinen Paläste, die diesen Großen Markt umsäumten, auf sich einwirken. Am Eingang der Maison du Roi sah er die kleine Gedenktafel zur Erinnerung an die Hinrichtung des Grafen von Egmont vor mehr als vierhundert Jahren. Sebastian musste sich schon arg bücken um die Inschrift auf diesem schmucklosen Stein überhaupt lesen zu können.

Am späten Vormittag des fünften Juni Anno Domini MDLXVIII erblickte dieser Edelmann, im Alter von fünfundvierzig Jahren, zum allerletzten Male diesen wunderschönen Platz, der immer voller Schaulustiger war. Er wurde enthauptet, weil man glaubte, er sei ein Verräter gewesen.

Hier in Brüssel griff der Engel wieder ein, auf dass sein Schützling sich vollends von der Pariser Frustration befreie. Er schickte Sebastian eine Vision und ließ ihn ein wenig in das Geheimnis des Todes eintauchen.

Sebastian schaute wie gebannt auf den Text und las noch einmal die ersten Worte: "Devant cet édifice..." Er war aufnahmebereit. Touristen wurden zu spanischen Soldaten, die, dem Ereignis angemessen, dunkle Uniformen trugen. Die großen, schwarzen Tücher, die an dem Holzgestell der Hinrichtungsstätte herabhingen, gaben diesem Schafott eine feierliche Würde. Die beiden brennenden Kerzen und das aufgestellte Kruzifix sollten vermutlich darauf hinweisen, dass alle Schuld schon im Vorhinein getilgt worden sei. Etwas Friedvolles verliehen sie dieser sich anbahnenden Tragödie. Gleichzeitig aber gaben sie diesem makabren Geschehen auch etwas Unabwendbares.

Nur ein einziger kräftiger Schlag mit scharfer Klinge und das Tor zum Paradies stünde offen. Bedeutete es für den Verurteilten, der mit abgeschnittenem Hemdkragen und in Schwarz gehüllt dort die Stufen erklimmte, eine Erlösung, auf diesem Altar des Todes geopfert zu werden? Hätte der Bischof von Ypern die Kraft, Lamoraal trösten zu können, oder besaß der Graf selbst genug Stärke, diese letzten Minuten zu durchstehen? Vermutlich war ihm klar, dass es eine Umkehr nicht geben würde. Mit einem Male sah Sebastian sich selbst, dort oben, auf der freiwillig auserwählten Opferstätte des Eiffelturms und spürte wieder diese Befreiung, die er auf dieser Plattform erfahren hatte. Jetzt wusste er, dass Lamoraal auch dieses Gefühl der absoluten Freiheit gespürt haben musste, bevor ihm die Augen mit einem schwarzen Lappen abgedeckt wurden. Als er dann seine Knie zum letzten Mal beugte und den entblößten Nacken dem Henker darbot, damit ihm der Kopf vom Rumpf getrennt werde, war er bereits dermaßen entrückt, dass Irdisches ihn nicht mehr berührte.

In manus tuas Domine, commendo spiritum meum.

Wie lange sein eigener Dämmerzustand angehalten hatte, wusste Sebastian nicht. Dadurch, dass Paul zu ihm sagte, man habe jetzt aber genug Zeit an der Gedenktafel zugebracht, kehrte Sebastian wieder in die Gegenwart zurück. Die spanischen Söldner waren wieder friedliche Touristen. Erst jetzt sah er auch noch den Namen eines zweiten Hingerichteten auf der Gedenktafel, aber das sollte Sebastian nicht weiter beschäftigen, denn es war nicht von Wichtigkeit.

Ausschließlich Lamoraals tragisches Schicksal barg die ungeheure Kraft in sich, derer es bedurfte, Sebastian in diesen tranceartigen Zustand zu versetzen. Der Tod des Grafen war unausweichlich, auf dass sich die Vorsehung und der Wille des Königs von Spanien erfülle.

Durch dieses Egmontsche Drama, das Goethe schon inspiriert hatte, erhielt dieser Marktplatz zusätzlich etwas Erhabenes. Hier in der belgischen Hauptstadt musste Sebastian auch an seinen eigenen Namenspatron denken, der, mehr als tausend Jahre früher als der Graf, auf grausame Weise, auch sein noch junges Leben lassen musste. Erst wurde er von spitzen Pfeilen durchbohrt und anschließend mit schweren Keulen erschlagen. Sowohl Lamoraal von Egmont als auch der heilige Sebastian waren zu ihren Lebzeiten Militärs gewesen. Vermutlich hatten sie selbst als Soldaten auch getötet und die Rache Gottes hatte sie eingeholt.

Das "Mannecken-Pis", das Pissmännchen, wie die Großmutter zu sagen pflegte, diese barocke, flügellose Putte, die immer während pissende, die an einer unscheinbaren Straßenecke, auf einem Sockel stand, munterte Sebastian wieder auf.

An der Côte d'Azur erblickte er das blaue Meer und sah die kleinen Städte mit den Namen fast aller Heiligen. Traumhaft schön war es.

Die Sexualität konnte sich zwischen ihnen frei entfalten. Sebastian machte alles, wozu er Lust hatte und was Paul gefiel. Ihre Körper lernten sie in allen Einzelheiten kennen. Die Freude und Lust aneinander nahmen kein Ende. Eine Zeit des

unaufhörlichen Rausches war es. Die Arbeit wurde zur Nebensache. Alles drehte sich um Paul, seine Zuneigung und seine Gegenwart. Seine braunen Augen waren leuchtende Sterne. Seine wundervoll geschwungene Nase wurde zum Vorboden und sein Schwanz zum Gipfel der Wollust. Sebastian wurde dies alles dargeboten und geschenkt. Im siebenten Himmel währte er sich. Es war die Zeit der ersten großen Liebe. Fast vollkommen schien es, bis auf den einen Punkt, der die Euphorie manchmal störte. Dies waren die Zukunftspläne von Sebastian. Die Zeit floss wie ein Strom ohne Unterlass dahin. Der Winter kam und einige Monate später kündeten die ersten Schwalben wieder den Frühling an. Sie nahmen ihre alten, angestammten Nester in Besitz, zogen ihre Jungen auf, wirbelten beim Insektenfang durch die Lüfte und zogen im Herbst wieder nach Afrika. Manchmal noch dachte Sebastian an jene Schwalbe, die er damals, vor elf Jahren, tot in den Händen gehalten hatte. Paul hatte er die Geschichte von der kleinen Schwalbe und dem geheimnisvollen Knecht nie erzählt. Es war schon zu lange her. Was mit der glitzernden Mundharmonika, auf der er niemals gespielt und die er in irgendeinem Kleiderschrank versteckt hatte, geschehen war, wusste er nicht. Vielleicht lag sie noch dort, in der Erwartung, gefunden und bespielt zu werden. Möge sie, genauso wie die Schwalbe, in Frieden ruhen, so dachte Sebastian.

Et lux perpetua luceat eis.

Beide, das Instrument und der Vogel, hatten nicht das ausführen können, wozu sie geschaffen worden waren. Es wurde Frühling und die Schwalben kamen wieder. Sebastian war gerade einundzwanzig geworden und beendete seine Lehre als Speditionskaufmann. Etwas Neues musste her. Er hatte noch immer den Lehrerberuf im Kopf und wollte dieses Ziel auch unbedingt verwirklichen. Paul berichtete er von seinem Vorhaben. Auch sagte Sebastian, dass man sich dann trennen müsse, weil er diese Vorbereitung auf die Hochschulreife nicht in Aachen, sondern in Neuss oder Bielefeld machen würde. Paul wohnte in Maastricht. Weit würde die Entfernung sein, aber nicht unüberwindbar.

Für das katholische Kolleg in Neuss hatte Sebastian sich entschieden. Ab und zu kam Paul noch, aber die Liebe ging unter unsagbaren Schmerzen zu Ende. Trauer und Verzweiflung hatte Sebastian glücklicherweise schon kennen gelernt und konnte deswegen, jetzt schon etwas besser, damit umgehen. Er hatte gelernt sie sinnvoll zu kanalisieren.

6. Kapitel

Im August kam Sebastian nach Neuss. Dort, an den Ufern des Rheines, die Brentano schon so überschwänglich gelobt hatte, schrieb er sich als Studierender am Friedrich-Spee-Kolleg ein. Der Name der Schule ließ Schlimmes erahnen. Der fromme Jesuit Friedrich, dieser einfühlsame Beichtvater der Hexen, der vor dreihundertsechsdreißig Jahren an der Pest gestorben war, hatte dieser Lehranstalt seinen Namen gegeben. Fünf Semester sollte die Studiendauer betragen.

Der Engel war der Meinung, dass sein Schützling jetzt eine kleine Reise machen müsse. Die ehemalige deutsche Reichshauptstadt solle das Ziel sein, auf dass Sebastian sich von einer hinderlichen Frustration aus seiner Kindheit befreie.

In den Herbstferien schon begab er sich denn auch auf einen kurzen Ausflug nach Berlin. Er sah diese geteilte Stadt, die unüberwindliche Mauer und die beiden sehr unterschiedlichen Gesellschaftssysteme. Der kommunistisch gefärbte Sozialismus und der amerikanisch geprägte Kapitalismus prallten hier schonungslos aufeinander. In West-Berlin, das dem westdeutschen Standard vergleichbar war, betrachtete er, vor den Toren des barocken Schlosses Charlottenburg, die einäugige, unendlich kühl wirkende Nofretete, diesen wertvollen ägyptischen Gipskopf mit nur noch einem intakten Ohr.

In Ost-Berlin besichtigte er den architektonisch sehr hässlichen Alexanderplatz. Das sozialistische Grau in Grau der Gebäude machte Sebastian leicht depressiv. Gleichzeitig aber hatte er den Eindruck, dass das tägliche Leben hier etwas menschlicher als im Westen sei. Es schien, als ob die Zeit in diesem Ostteil der Stadt etwas gemächlicher dahinflösse. Unwillkürlich kam ihm hier, auf diesem traurigen Alexanderplatz der starke und gefährliche Knecht wieder in den Sinn. Er musste diese Stadt noch ungeteilt, aber dafür in Schutt und Asche erlebt haben. Für diesen geheimnisvollen Kinderfreund empfand Sebastian jetzt einen Hauch von Mitleid. Vermutlich war er sogar ein Opfer der russischen Soldaten geworden, wodurch sich seine Tat von dereinst erklären ließe. Damals, bei der Eroberung Berlins musste er vierzehn gewesen sein. Welches schwere Kreuz musste er getragen haben, da er unentwegt auf der Hut sein musste, auf das sein Vergehen nicht entdeckt werde. Sebastian sah wieder dieses Gewehr, hörte den Schuss und blickte in die funkelnden, schwarzen Augen des Knechtes und stellte sich jetzt vor, wie es gewesen wäre, wenn dieser raffinierte Icke ihm in jenen fernen Kindertagen, vor zwölf Jahren, nicht das Handtuch über die Augen gebreitet hätte. Er kam jetzt allmählich zu der Überzeugung, dass der schöne Knecht dieses Abdecken der Augen nur vorgenommen hatte um ihn zu schützen. Es hatte etwas Liebevolleres und sehr Behutsames in der Art und Weise gelegen, wie dieser heimatlose Landarbeiter mit dem weichen Frotteetuch Sebastian das Augenlicht für eine kurze Zeit genommen hatte. Er konnte ihm jetzt die große Schuld, die er einst auf sich geladen hatte,

vergeben. Sebastian versuchte sich nun sogar vorzustellen, wie es gewesen wäre, wenn er den mysteriösen Vorgang von damals hätte sehen und bewusst miterleben können. Vielleicht wäre dann die Angst, die er in jenen Tagen dem athletischen Knecht gegenüber empfunden hatte, erst gar nicht aufgekommen. Die beginnende Depressivität war verschwunden. Sebastian begab sich frohgemut zum Checkpoint Charlie und überschritt die innerdeutsche Grenze. Am Bahnhof Zoo stieg er in den Eilzug, der ihn von der Spree wieder an den Rhein zurückbringen sollte. Berlin war tatsächlich eine Reise wert! Dieser Werbespruch, den Sebastian schon sooft auf Plakaten an Litfass-Säulen gesehen hatte, entsprach tatsächlich der Wahrheit. Die Millionen, die der bundesrepublikanische Staat in diese Kampagne gepumpt hatte, waren demnach sinnvoll investiert worden. Was Sebastian aber mitunter als eine ungeheure Anmaßung empfand, war die Tatsache, dass die Bundesrepublik sich ex cathedra als alleinige Repräsentantin des gesamtdeutschen Volkes bezeichnete. Dieser Westteil von Berlin, diese Insel des übermäßigen Konsums, war schon längst von der Geschichte überholt worden. Aber immer noch diente dieses anachronistische Überbleibsel inmitten der DDR den Bonner Politikern als Paradepony und Aushängeschild, das täglich die Wonnen der vermeintlich freien Welt verkündete. In Neuss lernte Sebastian sehr viel Neues. In den Philosophiestunden interessierte ihn die Stoa ganz besonders. Diese Lehre besagte, dass es erstrebenswert sei, mit der Natur und folglich mit sich selbst in Einklang zu leben. Versuchen solle man, so weit das möglich sei, seine Neigungen und Affekte der rationalen Einsicht unterzuordnen, damit das Emotionale zurückgedrängt oder ganz ausgeschaltet werde. Diese geistige Haltung, seine Gefühle in Zaum zu halten, könne man üben und sich auf diese Weise, gegen etwaige Krisen, besser schützen. Sebastian saugte, wie ein ausgetrockneter Schwamm, die theoretischen Abhandlungen des Lehrers in sich hinein. An seine eigenen Erfahrungen dachte er, die ihm manchmal so viel Leid gebracht hatten. Das Emotionale hatte er jetzt schon etwas besser unter Kontrolle. Wenn er jedoch, zielgerichtet, seinen Geist dermaßen trainieren könnte, dass ihn der seelische Schmerz, aber auch die Freude, nicht mehr so berührte, hätte er vielleicht die Chance, ein zufriedeneres Dasein führen zu können. Diese Vorstellung der geistigen Unverwundbarkeit faszinierte Sebastian. Das Auf und Ab der Gefühle würde durch eine rationalere Einstellung zwar abgeflacht, aber das Leben würde dadurch ruhiger und ausgeglichener sein. Sich nicht an etwas oder jemanden zu binden würde auch bedeuten, nicht jedes Mal wieder die Pein des Abschieds und des Verlustes ertragen zu müssen. Diese stoische Philosophie, auch wenn sie nur teilweise zu verwirklichen wäre, schien Sebastian wie ein Meilenstein auf dem Wege seiner Erkenntnis.

Viel Wissenswertes wurde auch im Fach Religion unterrichtet. Das Projekt: "Wer war Jesus?" empfand er als ganz besonders interessant. Ein Jahr lang fast behandelte der Religionslehrer, der einsichtige, meisterhaft dieses

spektakuläre Thema. Unumstritten war er ein Kenner der Exegetik. Über die Entstehungsgeschichte des Neuen Testaments und dessen sehr unterschiedliche Autoren diskutierte man, wobei sich manchmal unter einem Namen verschiedene Personen verbargen. Erörtert wurde die Rolle der Propheten. Die Bibel rückte man in ihren historischen Kontext. Die päpstlichen Dogmen und Enzykliken las und interpretierte man. Nun, da der Schleier des Mystischen etwas gelüftet war, konnte Sebastian klarer sehen. Jetzt war er in der Lage, die katholische Kirche besser einzuschätzen und ihre sexualfeindliche Haltung wurde ihm verständlicher. Vor allem aber zu den Evangelien, die er früher einmal auswendig lernen musste, hatte er nun einen leichteren Zugang. In ihnen gab es gewisse Wahrheiten, die konnte er gutheißen. Mit den Augen eines Historikers betrachtete er jetzt die Entwicklung des Glaubens. An seinen Gemeindepfarrer und an die Großmutter dachte er und hoffte im Nachhinein, dass die beiden an diesem lehrreichen Projekt teilgenommen hätten. Vermutlich wäre ihnen die Theologie dadurch näher gebracht worden und hätten sie besser damit umgehen können. Alles wurde relativiert. Hell erstrahlte das Licht der Erleuchtung. Der kindliche Glaube, der Sebastian in Aachen gepredigt worden war, gehörte jetzt der Vergangenheit an. Offener und weniger dogmatisch wurde alles. Es blieben sogar Punkte übrig, die unvereinbar waren, aber deswegen nicht negiert wurden.

Oritur in tenebris ut lumen rectis, clemens et misericors et justus.

Sebastian lernte Latein, Griechisch und Hebräisch. In der Bibelauslegung übte er sich. Außerdem beschäftigte er sich mit römischen Schriftstellern. Aus der "Germania" von Tacitus und aus den "Amores" von Ovid wurde zitiert.

Der Geschichtsschreiber Publius Cornelius Tacitus, so lautete vermutlich sein Name in voller Länge, hatte das, was er über die Vorfahren der Deutschen wusste oder zu wissen glaubte, in einem Buche zum Besten gegeben. Der Nachwelt hat er dadurch eine bunte Mischung aus Historie und Fantasie hinterlassen. Er berichtete von den vielen Stämmen, die in Germanien ihr Unwesen treiben würden. Unter ihnen seien solche, die größtenteils aus Faulenzern und Trinkern bestünden. Nur dann würden sie aus ihrem Dauerrausch erwachen, wenn es kriegerische Auseinandersetzungen auszutragen gelte. Daneben gebe es aber auch einen Stamm, dessen Mitglieder entsetzlich arm seien. Ihnen sei aber gerade aufgrund dessen das Schwerste und Herrlichste gelungen: nämlich wunschlos glücklich zu sein. Von heiligen Hainen, in denen Götter verehrt würden und von jungen Kriegern, die zu feierlichen Anlässen nackt zwischen aufgepflanzten Schwertern anmutig umhertänzelten, erzählte er. Abschließend tat er noch kund, dass sich hinter Germanien vermutlich das Ende der Welt befinde, denn dort gehe die Sonne überhaupt nicht mehr unter.

Der Dichter Publius Ovidius Naso, so hieß er offiziell, hatte jahrhundertlang anonym das Himmlische der freien Liebe gepriesen. Er fasste die höchsten Wonnen des Menschen in

Reime. Von nackten Mädchen, festen Brüsten, vollen Hüften und strammen Schenkeln dichtete er in überschwänglichen Worten. Über begehrende Blicke und buhlende Männer, die ihr Ziel zur Mittagszeit bei halb offenen Fensterläden erreichten, schrieb er.

Sowohl bei Tacitus als auch bei Ovid ging es zwar um Profanes, aber trotzdem trug auch dies dazu bei, dass sich Sebastians Einstellung zur Religion änderte.

Man klärte Sebastian über den Buddhismus und die damit verknüpfte Reinkarnation auf. Diese Wiederverleiblichung faszinierte ihn, da den Gläubigen dadurch die Angst vor dem Tod größtenteils genommen wurde.

Auch vermittelte man ihm Wissenswertes von Allah und den einhundertvierzehn Suren des Korans. Diese göttlichen Offenbarungen, die der Prophet Mohammed zu Anfang des siebten Jahrhunderts in Mekka und Medina verkündet hatte, deckten sich teilweise mit dem Inhalt der Bibel. Nicht auf einen Zufall beruhte diese Ähnlichkeit, sondern sie war zwangsläufig, da das heilige Buch des Islams aus der Heiligen Schrift hervorgegangen war.

Die Universalität der Religionen brachte man ihm bei. Der tiefe Graben der Intoleranz, der sich zwischen den verschiedenen Glaubensrichtungen im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hatte, stieß bei Sebastian zuweilen auf Unverständnis. Des ungeachtet aber versuchte er die unterschiedlichen Standpunkte zu verstehen. Das Wissen um die geschichtlichen Hintergründe konnte er sich dabei zunutze machen, wodurch vieles erträglicher wurde. Eine neue, verständlichere Welt tat sich Sebastian auf. Auch die scheinbare Notwendigkeit der Religionskriege konnte er nachvollziehen, obwohl sie ihm absurd erschienen. Selbst er hatte aus eigener Erfahrung lernen müssen, dass bewaffnete Auseinandersetzungen mitunter unausweichlich waren. Es lag im Wesen aller lebender Kreatur, bei tatsächlicher oder vermeintlicher Gefahr aggressives Verhalten zu zeigen oder zu flüchten, auf dass man überlebe.

Feindbilder waren genauso wichtig wie Ikonen und Weltanschauungen. Durch sie war man imstande sich voneinander abzugrenzen, auf dass der Streit zwischen den Verblendeten und Uneinsichtigen immer wieder neu entbrenne.

Zum Abschluss des Jesus-Projektes, im Herbst, machte man eine Reise nach Israel um die heiligen Stätten zu besuchen. Sebastian kam nach Jerusalem, Bethlehem, Jericho und an den See Genezareth.

Auf dem Weg nach Jericho, dieser uralten Stadt, wo der Herr einst den kleinen Oberzöllner Zachäus auf einem Maulbeerbaum antraf, sah Sebastian den Jordan und dachte an Johannes den Täufer.

Im See Genezareth, wo die Fischer, auf Geheiß des Herrn, fast vor lauter Meeresfrüchten mit ihren Booten untergegangen wären, so schwer waren die Netze, schwamm Sebastian, ohne auch nur einen Fisch gesehen zu haben.

Seiner Mutter schickte er einmal eine Ansichtskarte mit der Geburtskirche des Herrn aus Bethlehem und eine weitere aus

Jerusalem, auf der die Klagemauer der Juden zu sehen war, da er wusste, dass die Mutter sich darüber freuen würde. Sie war auch katholisch und mit diesen Städtenamen nebst deren Geschichte aufgewachsen. Beim Schreiben dieser Karten dachte er, dass es schon ein Glück sei, dass die Mutter Jerusalem, aber vor allem Bethlehem nie sehen würde, weil es dann hätte geschehen können, dass sie ihren Glauben verloren hätte. Es war gänzlich anders, als man es sich in seinem kindlichen Glauben ausmalte. Besonders in Bethlehem konnte Sebastian feststellen, dass seine romantischen Vorstellungen sehr weit von der Wirklichkeit entfernt waren. Dieser Geburtsort des Herrn war kein katholisches Dorf, wie er sich das während der Christmetten beim Singen des Liedes "Zu Bethlehem geboren" immer vorgestellt hatte, sondern eine arabische Kleinstadt. In unzähligen, kleinen Andenkenläden verkauften moslemische Händler die begehrten Devotionalien. Kreuze, Dornenkronen und Rosenkränze gab es im Überfluss und in allen Größen und Farben. Zuweilen sah Sebastian auch, dass Touristen und Pilger um diesen religiösen Plunder feilschten. Wer ein frommer Wallfahrer oder nur ein Reisender war, blieb dabei unklar. Beides floss ineinander. Aber vom Glauben fiel Sebastian deswegen nicht ab, denn er hatte an diesem aufschlussreichen Projekt des Religionslehrers teilgenommen. Er konnte alles richtig einordnen und einigermaßen relativieren.

Bei weitem die interessanteste Stadt in Israel war für Sebastian Jerusalem. Dort musste er, in den Hängen der Knesseth, Unkraut jäten. Nicht aus heller Begeisterung an der Verschönerung des Parks oder zur körperlichen Ertüchtigung geschah das, sondern es war eine fünftägige Pflichtübung, weil die Reise unter der Aktion Sühnezeichen stattfand. Sie wurde aufgrund dessen, finanziell sehr großzügig, von der Bundesrepublik, unterstützt.

Auch den Ölberg besuchte Sebastian, wo die Himmelfahrt des Herrn stattgefunden haben soll. Er sah den Garten Gethsemani, in dem die Jünger des Herrn, vor lauter Erschöpfung eingeschlafen waren, obwohl sie hätten wachen müssen und die Via Dolorosa, über die der Herr einst sein schweres Kreuz nach Golgatha hatte tragen müssen. Natürlich waren dies alles touristische Attraktionen, aber des ungeachtet beeindruckend. Obwohl Sebastian in Jerusalem fast einen Kulturschock erlitt, genoss er doch diese Stadt, die er schon so gut aus seiner Kindheit kannte, vom Hörensagen und von der Frohen Botschaft Christi, die er immer auswendig lernen musste.

Den holländischen Paul hatte Sebastian schon beinahe vergessen, obwohl er manchmal noch wehmütig an ihn denken musste.

Zweiundzwanzig Jahre war er jetzt und mit seinem Leben zufrieden. Hier, im Heiligen Land, wo der Herr üblen Verrat, schweres Leiden und schließlich den Tod erfahren musste, war alle Unbill des Lebens etwas erträglicher.

Das Kolleg in Neuss inspirierte Sebastian sehr. Aufgrund dieses Theologie-Projektes konnte er sein eigenes Geschlechtsleben intensiver erfahren. Dieses Paradox hatte

sich unbeabsichtigterweise als Nebenprodukt der Religionsstunden ergeben.

Der Engel fand es an der Zeit, dass Sebastian wiederum etwas näher an die Sexualität herangeführt werden müsse. Hier, in Jerusalem, war es fast ein Heimspiel für den Boten Gottes. Fünfhundertsiebenunddreißig Jahre waren schon vergangen, seitdem er zum letzten Mal in der Stadt des Heiligen Grabes verweilt hatte. Damals hatte er Albrecht, seinen vorigen Schützling, dorthin begleitet. Dieser war zu jener Zeit ein Jüngling von zwanzig Jahren und der Aufenthalt sollte nicht der sexuellen Weiterentwicklung Albrechts dienen, sondern dessen Frömmigkeit fördern. Nicht als Krieger sondern als Pilger sollte er an die heiligen Stätten geführt werden, hatte er sich doch schon unzähligen Ausschweifungen hingegeben. Der Bote Gottes war sich seiner Verantwortung bewusst und führte ihn deshalb nur an jene Orte, an denen Albrecht dem Herrn näher käme.

An die Stelle geleitete ihn der Engel, an der Christus unter der Last des Kreuzes zusammengebrochen war. Albrecht kniete in Demut nieder und küsste inbrünstig den Boden. Des Weiteren besuchte er die Schule, wo die Muttergottes Latein gelernt hatte. Ehrfurchtsvoll und fromm schritt er weiter und kam an den Ort, an dem die Jungfrau Maria einst die Windeln des Jesuskindleins gewaschen hatte. Stumm stand er davor und bekreuzigte sich. Der Bote des Allmächtigen konnte an Albrechts Augen ablesen, dass dessen Reue für begangene Untaten aufrichtig war. Um die Religiosität noch weiter zu vertiefen und ihm gleichzeitig etwas Furcht einzuflößen, führte der Engel ihn auch noch an den Baum, an dem sich Judas, der Verräter, vor langer Zeit erhängt hatte. Albrecht, noch so jung und lebensfroh, wurde immer betrübter. Dem Engel war seine Haltung aber nicht reumütig genug und deswegen führte er ihn schließlich noch an die Stelle, wo Abraham vor undenklichen Zeiten seinen Sohn Isaak dem Herrn opfern wollte. Nach all diesen unauslöschlichen Eindrücken war Albrecht geläutert und gewillt dem Herrn wieder voller Hingabe zu dienen. Aus Dankbarkeit über seinen jetzt gefestigten Glauben nahm er an einer Prozession nach Zion teil und empfing dort den Leib und das Blut des Erlösers. Der Bote Gottes konnte feststellen, dass die Gesinnung Albrechts sich gewandelt hatte. Mit frommen Übungen verbrachte dieser nun die wenigen Tage in Jerusalem, die ihm bis zur Abreise in die Heimat noch blieben.

Nun, nach so vielen Jahren, befand der Engel sich erneut am gleichen Ort, aber diesmal mit Sebastian. Der Zweck des Besuches jedoch war ein ganz anderer. Was seinem vorigen Schützling auf dem Gebiet des Geschlechtlichen vorenthalten wurde, sollte seinem jetzigen umso reichlicher gegeben werden. Was damals noch unvereinbar schien, würde jetzt in Eintracht verbunden werden.

Der Engel suchte sich einen Araber von zwanzig Jahren aus. Die Vorsehung gebot, dass es sich im Stadtpark von Jerusalem zutragen sollte.

Zu jener Zeit geschah es, dass Sebastian in sich den starken Drang verspürte, in der israelischen Hauptstadt auf Abenteuer auszugehen. Dieses Kribbeln fühlte er im Bauch. Er machte sich auf den Weg in den Stadtpark. Dunkel war es bereits, obwohl es erst acht Uhr war. Sebastian schlenderte über die Pfade. An Bänken kam er vorbei, auf denen sich Leute niedergelassen hatten, deren einziges Begehren es scheinbar war, sich ihren bunten Träumen und der heilsamen Ruhe der blauen Stunde hinzugeben. Manchmal waren es Pärchen und ab und zu traf er auch Menschen an, die alleine auf einer Parkbank saßen, die warme Nacht genossen und ihre unerfüllten Wünsche möglicherweise den Sternen anvertrauten. Bei einer solchen Sitzgelegenheit, auf der ein junger Araber sich aufhielt, blieb er stehen und setzte sich einfach daneben. Der schöne Palästinenser schaute ihn an und lächelte verheißungsvoll. Sebastian nutzte die Gunst dieses Augenblicks und ergriff jetzt zum ersten Mal die Initiative. An all die Vorfälle aus seiner Jugendzeit und an Paul dachte er. Innerlich war er fest davon überzeugt, dass alles so verlaufen würde, wie er sich das vorstellte. Linde war der Abend und ein junger Sarazene, schätzungsweise zwanzig, saß neben ihm. Dem Ganzen gab die Stadt Jerusalem noch eine religiös-romantische Dimension. Die innere Aufwühlung begann. In seinen Lenden fühlte Sebastian die Erregung. Spüren wollte er diesen palästinensischen Jüngling und seine braune Haut berühren. Keinen Weg mehr gab es zurück, denn ein zügelloses Verlangen übermannte ihn. Einen einzigen Fixpunkt nur noch gab es, und das war dieser junge, feurige Araber in Jerusalem. Sebastian verlor fast seine Beherrschung. Sanft, fast andeutungsweise nur, berührte er den Arm des Arabers. Überwunden war die erste und schwierigste Barriere. Diese Geste erwiderte der prächtige Muselman und legte seine Hand auf den Arm Sebastians. Voller unbestimmter Sehnsucht waren seine dunklen, leuchtenden Augen. Sebastian fragte ihn, ob er aus Jerusalem sei, aber dieser Sohn Allahs verstand kein Englisch und Sebastian sprach kein Arabisch. Blitzschnell stellten sich beide auf die neue Situation ein, denn die Konversation spielte in ihrem Falle, an diesem Abend in Jerusalem, nur eine untergeordnete Rolle. Das Kommando übernahm Sebastian, denn er war sich sicher, dass der Palästinenser sich ihm unterwerfen würde. Dieses unausgesprochene Machtgefühl brachte das heiße Blut Sebastians in Wallung. Die Erregung erhöhte sich dermaßen, dass Sebastian alles um sich herum vergaß. In den Arm nahm er diesen Araber und führte ihn ins schützende Dickicht, auf dass sich die Vorsehung erfülle.

Diese blitzenden Augen, in denen Sekunden nur der Knecht aus längst vergangener Zeit sich spiegelte, blickten Sebastian begierig an. Er stellte sich hinter den stolzen Sarazenen, öffnete die Knöpfe und den Gürtel dessen Hose und ließ sie hinabgleiten. Das feste Fleisch dieses jungen, strammen, arabischen Arsches fühlte er. Das Sensationelle dieser Handlung trieb die Erregung von Sebastian in schwindelnde Höhen. Der junge Moslem war äußerst willig. Ab und zu drehte er leicht den Kopf, und Sebastian sah den schwellenden Mund,

dessen Lippen ein Lächeln erahnen ließen. Die wieder sanft gewordenen Augen, aus denen nun helles Wohlwollen strahlte, bekundeten sein Einverständnis.

Zwei junge Körper schmiegt sich im Sinnesrausch aneinander und erbebten vor Wollust. Ihre Seelen verschmolzen. In anschwellendem Rhythmus pochten ihre Herzen. Wie afrikanische Tänzer, die durch das immer schneller werdende Tempo der Handtrommeln in Ekstase gerieten, taumelten sie liebestrunken ihrer Erfüllung entgegen.

Die Welt, die die beiden sich Begehrenden umgab, versank im Schatten der Nacht. Nur noch Blätter, Äste und die Unendlichkeit des Sternenhimmels waren über ihnen. Der Duft der Geschichte umflutete sie. In diesem Land der Juden vereinigten sich der Islam und das Christentum. Beide hatten ihre Wurzel im Alten Testament und obwohl sie Abraham und Ibrahim, die schon seit Anbeginn eins waren, zum gemeinsamen Erzvater hatten, war es ihnen unmöglich, miteinander zu sprechen.

Wie eine Ureruption kam der Klimax. Völlig unmöglich und ausgeschlossen war eine Willenssteuerung.

Fiat voluntas tua, Domine!

Sebastian führte den arabischen Jüngling aus dem wilden Grün hinaus, das sie wie eine schützende Mauer umgeben hatte, und Arm in Arm schritten sie dem Ausgang zu. Wehmut lag in ihren Blicken, denn sie wussten, dass die Stunde des Abschieds gekommen war. Sebastian wurde es schwer ums Herz.

Dieser Unabhängigkeitspark von Jerusalem war ihnen, für kurze Zeit nur, der Garten Eden gewesen. Eine sprachliche Verständigung war unmöglich, denn Sebastian war des Arabischen nicht mächtig.

Der Engel, der seinen Schützling immerfort beobachtete und in dessen Hand sein Los lag, hatte den Beschluss gefasst, dass Sebastian in Israel nur einmal zur Ejakulation kommen solle. Aber dieses eine Mal müsse das Nonplusultra sein.

Einige Tage später flog Sebastian mit seiner Gruppe wieder von Tel Aviv über Frankfurt nach Düsseldorf zurück. Als er vom Flughafen Lod aufstieg, dachte er voller Melancholie an Jerusalem. Zwei Extreme hatte er in dieser geschichtsträchtigen Stadt so nahe beieinander erlebt: Die Via Dolorosa, auf der Jesus, der Sohn Gottes, mit dem Kreuz, unter unsäglichen Schmerzen, nach Golgatha gegangen war und den jungen Araber, der Sebastian das Paradies erahnen ließ. Lauda, Jerusalem, Dominum.

7. Kapitel

Nachdem Sebastian ins Kolleg zurückgekehrt war, widmete er sich wieder voller Hingabe seinem Studium.

Der Engel ließ sieben Monate verstreichen, damit sein Schützling in Ruhe seinen schulischen Pflichten nachkommen könne. Nach dieser Zeit der Besinnlichkeit beschloss er, dass eine große und eine kleine Reise stattfinden solle, auf dass Sebastian Deutschland besser kennen lerne und sich in der Welt weiter orientiere. Der Bote Gottes war der Auffassung, dass eine Konfrontation mit unbekanntem Städten und fernen Ländern Sebastian zu einem einfühlsameren Menschen mache.

Nach München fuhr Sebastian im Frühling. Die bayrische Hauptstadt wollte er unbedingt einmal sehen. War es wirklich so, wie man sagte, dass es die schönste Großstadt Deutschlands war? Mit dem Zug machte er sich auf den Weg an die Ufer der Isar. Das neogotische Rathaus mit all den Türmchen und die dicken, spargelähnlichen Zwillingstürme der Liebfrauenkirche sah er. Den Englischen Garten und das Stadtviertel Schwabing mit den vielen Studenten besuchte er. Aber er registrierte diese Sehenswürdigkeiten nur, als ob sie zu einem Pflichtprogramm gehörten, das man so schnell wie möglich hinter sich bringen müsse. Diese Baudenkmäler und Gartenanlagen brachten Sebastian nicht in Verzückerung. Der Zugang zu dieser süddeutschen Stadt blieb ihm verschlossen. Vielleicht waren die Bayern anders als die Rheinländer. Man sagte zwar, dass es so wäre, aber ob das auch stimmte, konnte Sebastian nicht feststellen. Waren die Leute dennoch der Grund oder lag es an ihm selbst? Hatte er möglicherweise seine Erwartungen zu hoch geschraubt, sodass es zwangsläufig zu einer herben Enttäuschung kommen musste? München war zwar schön, aber wirkte auf ihn beklemmend. Er wurde depressiv. Es erinnerte ihn an die ausdruckslosen Augen der bedauernswerten Erika, deren trauriges Los ihn manchmal noch ergriff. Innerhalb von achtundvierzig Stunden fuhr er wieder an den Rhein zurück.

Im Sommer plante Sebastian seine erste große Reise, die ihn nach Amerika führen sollte. Dieses Land, von dem er schon so vieles gehört hatte, wollte er kennen lernen. Er entschloss sich in den Vereinigten Staaten als Freiwilliger zu arbeiten. Mit einer Organisation in Bonn, die sich mit dem internationalen Jugendaustausch beschäftigte, nahm er zu diesem Zwecke Kontakt auf. Nach kurzer Zeit schon war das Touristenvisum, das man zur Einreise in die USA benötigte, besorgt und das Ticket für den Hin- und Rückflug von Amsterdam nach New York bei einem Studentenreisebüro gekauft. An einem Projekt der Quäker-Church sollte er mitarbeiten. Unterbringung und Verpflegung waren frei. Die Transportkosten musste Sebastian selbst aufbringen. Sechs Wochen sollte die ganze Reise dauern. Die ersten vier Wochen würde er im Quäker-Church-Projekt arbeiten, in der Kleinstadt Virginia Beach, im Bundesstaat Virginia. Anschließend hätte er vierzehn Tage zur freien Verfügung.

Mitte Juli reiste Sebastian von Neuss an die sieben Quellen des Wildbaches. Einige Tage blieb er dort. Dann fuhr er mit dem Bus über die Grenze nach Maastricht und anschließend mit dem Intercityzug nach Amsterdam. Dort begab er sich an Bord einer KLM-Maschine, die ihn nach New York bringen sollte. Die erste transatlantische Überquerung war es für ihn. Der Flug war nicht besonders interessant. Als eher langweilig empfand er ihn. Während der gesamten Reise war der Himmel wolkenlos. Außer England und Irland sah er stundenlang nur den blauen Ozean. Ermüdend war das schon. Das Flugzeug, eine Boeing kleineren Typs, war bis auf den letzten Platz besetzt. Bewegungsfreiheit gab es daher kaum. Es war eine einzige Strapaze.

Für Sebastian war die erste Kurzstrecke, damals vor sechs Jahren, von Heathrow nach Le Bourget, eine außergewöhnlich sensationelle Erfahrung. Aber eher monoton war diese Atlantiküberquerung, weil es sich so endlos lang, über sieben Stunden, dahinzog. Gegen Ende des Fluges wurde es dann doch ein wenig interessanter. Labradors zahllose Seen und die unendlichen Wälder von Maine konnte er aus der Vogelperspektive bewundern. Vom Flughafen fuhr er mit dem Zugbringerbus zum Airterminal. Früher Nachmittag war es und der Koloss Manhattan lag im Sonnenschein. Während der Fahrt vom internationalen Airport an der Jamaica Bay nach Manhattan, dem einstigen Neu-Amsterdam, sah Sebastian die beeindruckenden, aber kalt wirkenden Stadtautobahnen und die enormen Wolkenkratzer, die das Panorama vollständig beherrschten. Winzig klein kam er sich in dieser riesigen Stadt vor. Glücklicherweise war er von der langen Reise so erschöpft, dass er New York nur noch bruchstückhaft in sich aufnehmen konnte. Nachdem er am Greyhound-Busbahnhof seine Fahrkarte gekauft hatte, stieg er in den Nachtbus nach Norfolk. Am frühen Morgen erreichte er diese mittelgroße, langweilige, amerikanische Hafenstadt. Geradeso wie in Manhattan, gab es auch hier schnurgerade, nummerierte Straßen. Die Stadt machte einen unpersönlichen, uninteressanten Eindruck auf Sebastian. Mit dem Regionalbus fuhr er nach Virginia Beach. Kurz vor Mittag kam er dort an. Was er bisher, seit seiner Landung in New York, von den USA gesehen hatte, war ziemlich wenig. Trostlos und so anders als er sich das vorgestellt hatte, bot sich ihm diese Ostküste dar. Fast am Ende seiner Kräfte war er von dieser langen Reise. Er begab sich zu dem von der Jugendaustausch-Organisation angegebenen Haus in der sechszwanzigsten Straße. Noch schlafende Menschen traf er dort an, zu dieser Tageszeit! Sebastian musste erst einmal gehörig Radau machen, bevor die Leute wach wurden. Begrüßt wurde er und den zukünftigen Mitarbeitern des Quäker-Projektes vorgestellt. Eine Gruppe von acht Leuten war anwesend: Zwei Engländer und sechs Amerikaner, die aus den verschiedensten Bundesstaaten kamen. Zwischen zwanzig und fünfundvierzig schwankte ihr Alter. Sehr alternativ sahen sie alle aus, obwohl die Hippiezeit eigentlich schon vorbei war. In Virginia lag die Flower-Power-Zeit noch in ihren letzten Zügen. Blumenkränze hatten sie zwar nicht mehr im Haar, aber

die Kleidung war doch, in den Augen von Sebastian, eher unkonventionell. Jimi Hendrix war schon fast drei Jahre tot. Das virtuose Gitarrenspiel dieses schwarzen Sängers hatte Sebastian sehr fasziniert. Für ihn war der wilde, zügellose und Stirnband tragende Jimi, genauso wie Scott McKenzie mit seinem Song "San Francisco" die personifizierte Flower-Power-Zeit.

Bis zu diesem Zeitpunkt wusste Sebastian noch immer nicht, was sein Arbeitsbereich sein würde. Am Abend fuhr man in das Stadtviertel, wo das vierwöchige Projekt durchgeführt werden sollte. Das Community Center, eine Art Begegnungsstätte, wo man auch die Mahlzeiten zu sich nahm, diente als Unterkunft. Für die neun Volontäre war ein großer Raum zum Schlafsaal umfunktioniert worden. Vom Kirchenvorstand war ein Vertreter gekommen und erklärte, was das Projekt beinhaltete. Letztlich ging es darum, Einfamilienhäuser von innen neu anzustreichen. Erst einige Jahre alt waren die Häuser und gehörten der Quäker-Church. Fast nur allein stehende, schwarze Frauen mit sehr vielen Kindern waren ihre Bewohner. Um ein soziales Wohnprojekt der Quäker handelte es sich. Mit seiner Kolonne begab Sebastian sich am frühen Morgen des nächsten Tages zu den Gebäuden, an denen die Arbeiten durchgeführt werden sollten. Nach einigen Vorbereitungen fing man mit dem Anstreichen an. Eher eintönig und langweilig war diese Tätigkeit, aber Sebastian war fest entschlossen, die ihm aufgetragenen Aufgaben zu erledigen. Manchmal kam ihm das ganze kirchliche Projekt so sinnlos vor, weil er keinen Ausweg für die armen Menschen in diesem Quäker-Getto sah. Von der Sozialhilfe lebten alle Bewohner und aufgrund der vielen Kinder hätte auch keine dieser Mütter einer regulären Arbeit nachgehen können. Eine Ausbildung hatten sie wahrscheinlich auch nicht und wenn doch, dann hätten sie, wegen ihrer sozialen Herkunft und ihrer Hautfarbe, dennoch keinen Job gefunden. Zum ersten Mal sah Sebastian, hier in diesem Stadtviertel von Virginia Beach, ein amerikanisches Negergetto. So furchtbar öde und ohne jegliche Zuversicht war alles. Man spürte, dass es sich in absehbarer Zeit nicht ändern würde. Männern begegnete man kaum in jenem Getto. Außer diesen Müttern, die schon seit Generationen die Hoffnung auf ein besseres Leben aufgegeben hatten, sah man nur Kinder und heranwachsende Neger, die lustlos herumstreunten und in deren Augen man schon die bereits verlorene Zukunft erblicken konnte. Die Väter hatten anscheinend nur die eine Aufgabe ihren Samen zu spenden. Danach zogen sie weiter durch dieses weite Land der unbegrenzten Möglichkeiten und zurück blieben diese geschwängerten Negerinnen.

Weiß und Schwarz waren fein säuberlich getrennt, nicht aus Rassenhass, sondern aus finanziellen Gründen. Da Virginia Beach, wie der Name schon sagt, einen Strand besaß, der kilometerlang war und aus feinem Sand bestand, sah man die Trennung zwischen Negern und Weißen noch deutlicher. Wenn Sebastian abends am Meer spazierte, begegnete er kaum einem Schwarzen. Die Hotels und der Strand waren den finanzkräftigeren Amerikanern vorbehalten und die waren weiß.

Aber dieses Schwarz-Weiß-Phänomen bereitete ihm kein großes Kopfzerbrechen, da er wusste, dass er nur vier Wochen in Virginia Beach bleiben würde. Tagsüber führte er seine Anstreicherarbeiten aus. Abends schlenderte er über den Strandboulevard und gab sich seinen Träumen hin. Manchmal sah er Delfine in Gruppen vorüberziehen. Sie machten immer wieder diese Sprünge aus dem Wasser. Warum sie springend schwammen, war Sebastian ein Rätsel.

Auch Repräsentanten vom Quäker-Kirchenkomitee kamen ab und zu und kontrollierten den Fortgang der Arbeiten an den Häusern. Bei einem solchen Besuch war auch einmal ein Bauer dabei, der in den Blue Ridge Mountains einen sehr großen Hof besaß. Fast an der Grenze zu North Carolina, in unmittelbarer Nähe von Cedar Springs, lagen seine Ländereien. Dort organisierte er Veranstaltungen über Traumdeutung, Astrologie und anderweitige Esoterik. Finanzielle Sorgen hatte dieser lebenswürdige Philanthrop mittleren Alters wahrscheinlich nicht, denn diese Nächstenliebe konnte er sich leisten. Im Gespräch mit ihm wurden Sebastian, die zwei Engländer und vier der sechs Amerikaner auf den Gutshof in den Blue Ridge Mountains, an der Grenze zu North Carolina, eingeladen. Die restlichen zwei Amerikaner hatten andere Verpflichtungen. Kostenlos durfte dieses siebenköpfige Team der uneigennützig Helfer auf seiner Farm einige Zeit verbringen.

Nach den vier Wochen in Virginia Beach zog also der größte Teil der Quäker-Volontäre westwärts. Mit einem alten Straßenkreuzer, der einem der Amerikaner aus der Gruppe gehörte, machte man sich auf den Weg in die Appalachen. Obwohl die Entfernung lediglich sechshundert Kilometer betrug, dauerte die Fahrt fast zwölf Stunden. Anfänglich führte die Reise an nicht enden wollenden Maisfeldern vorüber. So weit das Auge reichte, sah man dieses Übermaß an lang blättrigem Grün. Nur zum Essen in Fast-Food-Restaurants, von denen es in den Vereinigten Staaten Unzählige gab, legte man eine Pause ein. Was die Dauer des Trips so in die Länge zog, war die immer wieder kochende Wasserkühlung des Motors des alten Autos. Endlich erreichten sie den Hof in der Nähe von Cedar Springs. Früher Morgen war es mittlerweile. Einige Kilometer außerhalb des Dorfes, an einem Bach, lag das Anwesen. Öffentliche Verkehrsmittel gab es keine. Noch viel einsamer, als in jenem Tal, an den sieben Quellen des Wildbaches war es, wo Sebastian einmal zu Hause war. Traumhaft schön aber war die Landschaft. Wiesen und Wälder, Kühe, Kälber, Pferde, Fohlen und Katzen gab es. Alles das, was Sebastian aus seiner Kindheit kannte, wurde ihm hier wieder dargeboten, nur noch bezaubernder. Der Quäker-Gruppe wurde ein riesiges hölzernes Haus, mit mehr als zehn Zimmern und einer immensen Veranda, zugewiesen, das unbewohnt, aber möbliert war. Neben einer geräumigen Küche befand sich auch das Wohn- und Esszimmer im Erdgeschoss. Alle übrigen Räumlichkeiten befanden sich in den beiden Geschossen darüber.

Jeder bekam seinen eigenen Raum. Sebastians Schlafgemach befand sich im zweiten Stock. Die Gruppe musste sich selbst verpflegen. Für die benötigten Lebensmittel musste man mit dem

Auto in das einige Kilometer entfernte Dorf fahren. Dem freigiebigen Bauern, deren Gäste sie waren, gehörte auch dieser Country Store. Am Ort war es übrigens das einzige Geschäft. Die Ex-Anstreicher-Gruppe brauchte nicht zu bezahlen, denn der Bauer erwies sich als ein außergewöhnlich guter Gastgeber.

Haschisch rauchte man abends manchmal und hörte Musik. Über die verschiedensten Themen diskutierte man, aber alles war stark theoretisiert. Einige Jahre zuvor hatte die lebenswürdige Veronika schon damit begonnen Sebastian in die Anfänge der rhetorisierten Auseinandersetzung zu verwickeln. Ganz vorsichtig und behutsam hatte sie ihn damals in die diffizile Kunst der Frucht bringenden Diskussion eingeführt. Eine wundervolle Zeit war es, auf jenem Hof, in den Blue Ridge Mountains. Von der Traumdeuterei und der Astrologie bekam Sebastian nicht allzu viel mit, da er diesen Themen etwas skeptischer als die Amerikaner und Engländer gegenüberstand. Darüber hinaus war alles für ihn neu. Sebastian wusste nur, dass es Horoskope gab, die er aber fast nie las. Weiterhin war ihm bekannt, dass sein Sternzeichen die Fische waren. Manchmal merkte er, dass ihn dieses leicht metaphysisch Angehauchte doch interessierte, aber dennoch kam es nicht zum Funkenübersprung. Für Sebastian war auch die Tatsache ein Novum, dass man sich stundenlang über theoretische Probleme unterhalten konnte, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Dass man dabei die Diskussionszeit nicht als eine verlorene empfand, sondern als persönliche Bereicherung, konnte etwas Beglückendes sein. Bei derartigen Gesprächen spürte man manchmal einen Zipfel der Unendlichkeit. Viele Wege gab es und keiner war besser oder schlechter als der andere. In seiner amerikanischen Zeit hatte Sebastian vor allem gelernt, dass Dogmatisches, Konventionelles und Revolutionäres nebeneinander stehen konnten, ohne sich gegenseitig auszuschließen. Nicht alles musste schlüssig sein. Es gab Wege und Möglichkeiten, die einfach offen blieben. Was ihn auch sehr tief beeindruckte, war die Tatsache, dass man reisen konnte, ohne dies nur auf die Ferien zu beschränken. Eine Zeitlang konnte man das Reisen sogar zum Lebensziel erklären. Hin und wieder einmal wurde ein wenig gearbeitet, aber Leute kennen zu lernen und deren Ideen zu hören war das Wichtigste. Eine kleine Revolution war diese Lebenseinstellung für Sebastian. Voyager pour voyager! Reisen um des Reisens willen!

Der Engel fand, dass es an der Zeit sei, dass Sebastian wieder kurz an seine Sexualität erinnert werden müsse, damit ihm auf diesem Gebiet auch nicht das Geringste vorenthalten werde. Der Bote Gottes wusste nur allzu gut, dass schon die kleinste Unachtsamkeit seinerseits, unliebsame Störungen und größte Probleme bei Sebastian auslösen könne, wodurch sich später möglicherweise ein Fehlverhalten entwickle. Die Folgen für seinen Schützling wären unabsehbar. Fingerspitzengefühl war erforderlich und dies beherrschte der Engel inzwischen meisterhaft. Seit Jahrtausenden schon hatte er sich darin geübt. Auf dass auch kein Ausrutscher geschehe, erwählte er einen jungen Amerikaner aus dem Virginia-Beach-Team, den

Sebastian schon bestens kannte. Fünfundzwanzig war dieser und ein ehemaliger Vietnam-Soldat. Bedingt durch den Vietnamkrieg hatte er eine leicht negative Lebenseinstellung. Am Quäker-Projekt hatte er teilgenommen, weil er der Ansicht war, er müsse Sühne leisten. Für seine unterprivilegierten Landsleute wollte er etwas tun. Schlank und stark war er und manchmal konnte man an seinen braunen Augen sehen, dass er noch die Hoffnung hatte, dass das Leben einmal, auch für ihn, besser werde. Dieser ehemalige Krieger bewohnte ein Zimmer, das unter dem von Sebastian lag. Mehrmals täglich musste dieser daran vorbei, um auf sein Kämmerlein zu gelangen, das ihm ausschließlich als Schlafstätte diente.

Eines Abends, wie so oft schon zuvor, ging Sebastian, vom Esszimmer her kommend, die Treppe zu seinem Stübchen hinauf. Als er die erste Etage erreichte, sah er, dass des Ex-Soldaten Zimmertür offen stand. Er schaute hinein und erblickte den ehemaligen Kämpfer völlig nackt. Dieser hatte gerade geduscht. Fast fertig war er schon mit dem Abtrocknen. Sebastian bemerkte er direkt und schaute ihn mit einem entwaffnenden Lächeln an. "Hi!", sagte er nur und kramte seine Kleider zusammen. Sebastian stockte der Atem. Fast genierte er sich, diesen weißen, muskulösen, nackten Körper zu betrachten. Diesen mächtigen Schwanz sah er, die schmalen Hüften und die außergewöhnlich selbstsicheren, alles dominierenden Augen. Der ehemalige GI drehte sich um und ging mit dem Kleiderbündel zum Schrank. Nur ganz kurz erblickte Sebastian diese geballte Kraft, die der geschmeidige Körper ausstrahlte. Einzigartig war diese wilde, ungezähmte, natürliche Nacktheit. Eine gewisse Grazie lag in seinen stolzen, federnden Bewegungen. In Verzückung erstarrte Sebastian und geriet in eine ungewollte Erregung. Als er sich wieder einigermaßen gefasst hatte, stieg er, schweren Schrittes, weiter die Treppe hinauf und erreichte, innerlich völlig aufgewühlt, sein Zimmer. Was geschehen wäre, wenn die Augen dieses jungen Amerikaners nicht so selbstsicher gewesen wären, denn sie hatten ihn dazu gezwungen, die Gelegenheit nicht zu nutzen, malte er sich in Gedanken aus. Würde der schöne GI sich ihm hingegen haben? Hätte er das Kommando übernommen oder wäre er willig gewesen wie der Sarazene aus Jerusalem? Würde er überhaupt die honigsüßen Früchte der Amour bleu jemals gekostet haben? Aber alle diese Fantasien waren illusorisch, denn für Sebastian hatte in diesem Blick eine unüberwindbare Barriere gelegen. Eine unruhige Nacht voller Träume erlebte er.

Am nächsten Tage, frühmorgens, verließ Sebastian dieses schöne, große Holzhaus am rauschenden Bach, in den Blue Ridge Mountains, in der Nähe von Cedar Springs. Nach New York zurück musste er wieder, denn in fünf Tagen würde der große Silbervogel mit den gewaltigen Düsenschwingen an der Jamaica Bay bereitstehen, ihn wieder in sich aufzunehmen, um ihn, den immerzu Suchenden, vom einstigen Amsterdam der Neuen Welt über den Großen Teich in die holländische Hauptstadt zu bringen. Zwei Amerikaner der Gruppe fuhren zu einem Campingplatz nach Cap Hatteras und Sebastian durfte mitfahren. Am Abend kam man dort an. Eine sehr lange, schmale Halbinsel war es. Rechts und

links gab es breite Sandstrände und Häuser auf Pfählen. Was die Natur und die Landschaft anbetraf, war dieses Gebiet langweilig und uninteressant. In einem Wohnwagen von Freunden der beiden Amerikaner übernachtete Sebastian. Per Anhalter nach Norfolk trampte er am nächsten Tag. Den Nachtbus nach New York nahm er und kam in Manhattan am darauf folgenden Morgen an. Im YMCA mietete er sich ein Zimmer. Noch einige Tage blieben ihm jetzt New York zu besichtigen. Im riesigen Central Park spazierte er umher und sah ein Stück vom Broadway, mit seinen Theatern. Abschließend besuchte er noch kurz das swingende Greenwich Village und den Stadtteil der Schwarzen, Harlem, wo er wieder diese Hoffnungslosigkeit wie im Quäker-Getto von Virginia Beach, vorfand. Durch die halb verfallenen Häuser wurde die Aussichtslosigkeit noch verstärkt. Obwohl er es versucht hatte, konnte er doch nicht wirklich New York genießen. Alleine und heimatlos fühlte er sich. Die Quäker-Gruppe und der schöne Hof am Bach, in den Blue Ridge Mountains, fehlten ihm in Manhattan. Die heißen Diskussionen, die er so lieben gelernt hatte, vermisste er. An den Heimflug nur noch dachte er. Im Laufe des folgenden Vormittags machte er sich mit dem Taxi auf den Weg zum Flughafen. Am Morgen des nächsten Tages landete er in Amsterdam. Auf schnellstem Wege fuhr er nach Hause, in jenes Tal an den Ufern des Wildbaches.

Ins Kolleg nach Neuss fuhr er wieder Mitte September zurück. Drei Monate später war das fünfte und letzte Semester zu Ende und Sebastian erhielt jetzt sein Abiturzeugnis. Amtlich wurde ihm also das Reifsein bescheinigt. Eine merkwürdige Bezeichnung war es. Auf einmal sollte er ausgereift sein. Er war reif für das Universitätsstudium. Die reifen Früchte der Liebe hatte er schon gepflückt. Er war reif für die Ehe. Vielleicht war er schon überreif nach dieser amerikanischen Reise.

In das Tal seiner Heimat kehrte Sebastian also wieder zurück, wo sich doch in der Zwischenzeit so allerlei verändert hatte, ohne dass er es gemerkt hätte.

Ein Teil des Gemüsegartens seines Vaters war sein Blumengarten wieder geworden. Alles war schon umgepflügt. Wo jetzt noch ein wenig Schnee den fruchtbaren Boden bedeckte, und wo einst blutrote Dahlien und rosafarbene Schmuckkörbchen erblühten, würden in einigen Monaten schon pralle Salatköpfe wachsen und dicke, krumme, giftgrüne Gurken heranreifen.

Seine Katzen beachteten ihn nicht mehr. Verschwunden waren seine Kaninchen, denn es gab niemanden, der sie hätte füttern wollen. Mittlerweile waren sie alle geschlachtet und zu Markte getragen worden.

Sein zweitältester Bruder hatte schon Kinder und lebte nicht mehr im Dorfe.

Einen reichen Bauern hatte Maria zum Traualtar geführt und war inzwischen auch schon Mutter einer Tochter. Auf einem großen Gutshof, irgendwo zwischen Aachen und Köln, wohnte sie jetzt und nannte mehr als hundert Kühe ihr Eigen. Berauscht vom jungen Eheglück und gesättigt mit Milch und Fleisch im Überfluss genoss sie das Leben. Der Herr möge ihr dieses Glück

erhalten und sie immerfort schützen, denn sie war Sebastian nicht nur jahrelang eine treue Begleiterin, sondern hatte auch immer tapfer an seiner Seite gekämpft. Der jüngere Bruder von Maria, der damals, vor vielen Jahren, sozusagen aus dem Fenster des königlichen Palastes, den es einst in ihrer beider Vorstellung gab, in den ausgetrockneten Wassergraben gefallen war, hatte bereits seine eigene Wohnung in der Stadt. Frührentner waren die Eltern von Maria geworden. Die Bewirtschaftung ihres Hofes hatten sie aufgegeben und dafür einen ansehnlichen finanziellen Ausgleich aus Brüssel erhalten, denn die europäische Landwirtschaft hatte mit einer riesigen Überproduktion zu kämpfen. Jeder bäuerliche Betrieb, der nicht mehr produzierte, half mit, diesen Überschuss zu verringern und wurde dafür reichlich belohnt. Außerdem wollte keines der Kinder den Hof übernehmen. Alleine wohnten sie jetzt dort, an den sieben Quellen des Wildbaches und hielten sich als Hobby ein paar Hühner und ein Schwein, das jetzt täglich vom Stall in die Wiese ausgeführt wurde. Das Tal der Kindheit hatte sich verändert und Sebastian merkte es erst jetzt.

8. Kapitel

Voller Zuversicht ließ sich Sebastian im April an der Aachener Hochschule immatrikulieren. Als Hauptfach wählte er Anglistik und als Nebenfach Romanistik. Der Berufswunsch blieb auch weiterhin das Lehramt an Gymnasien. Er kam also mit seiner Planung diesem Ziel schon etwas näher. Ein Vorlesungsverzeichnis wurde Sebastian in die Hand gedrückt und er konnte sich die Kurse aussuchen, die er belegen wollte. Auf einem Computerformular musste er diese angeben und die Unterlagen bei der Hochschulverwaltung einreichen. Nach einigen Tagen bekam er sie abgeseget zurück und musste dies, als Nachweis für die zukünftigen Zwischenprüfungen, in sein Studienbuch abheften. Er begab sich zu den Hörsälen in die Vorlesungen. Jetzt war Chaos und Überfüllung angesagt. Manchmal gab es weit über fünfhundert Studenten in einem Saal, der höchstens der Hälfte dieser Anzahl Platz bot. Auf Treppen und Fensterbänken ließ man sich nieder. Fast hätte man ein Fernglas gebraucht um überhaupt den Hochschullehrer noch sehen zu können. Die Unterrichtsräume lagen über die gesamten westlichen Stadtbezirke verstreut. Es erwies sich als äußerst schwierig, zur rechten Zeit im richtigen Raum zu sein. Außerdem fanden immer wieder kurzfristige Veränderungen statt, die zu spät oder überhaupt nicht bekannt gegeben wurden. Manchmal hatte Sebastian den Eindruck, dass es das Hauptziel dieses Studiums war, das Improvisationsvermögen der Wissbegierigen zu steigern. Diese riesige Lehrfabrik, die eigentlich dazu bestimmt war, die Studenten zu stimulieren, war aus den Fugen geraten. Man hatte versäumt sich rechtzeitig mit dem Problem der Überfüllung auseinander zu setzen. Die geburtenstarken Jahrgänge stürmten jetzt die Pforten der Universitäten. Die Zahl der Immatrikulierten und derer, die sich mit dem Gedanken trugen, in naher Zukunft ein Studium aufzunehmen, stieg unaufhörlich weiter. Eine zufrieden stellende Lösung schien in absehbarer Zeit nicht in Sicht. Für Sebastian begann eine unglückliche Zeit. Von Gott und der Welt verlassen fühlte er sich und irrte ziellos durch die Hörsäle und Seminare.

Der Engel war der Überzeugung, dass er eingreifen müsse. Es sollte für Sebastian ein schwerer Schock sein, denn nur ein solcher würde bewirken, dass er sich neu orientierte. Um seine Enttäuschung über das Studium erträglicher zu machen und seine Frustration, die er tagsüber erlebte, etwas abzubauen, stürzte Sebastian sich ins nächtliche Vergnügen. Eines Abends, in jenem April, kam er sehr spät nach Hause. Er schloss die Haustür auf und oben im Treppenhaus, auf der letzten Stufe, stand sein ältester Bruder. Am Geländer hielt er sich krampfhaft fest. Mittlerweile war er schon fünfunddreißig und noch immer unverheiratet. Zu einem eingefleischten Junggesellen hatte er sich entwickelt. Er fragte Sebastian, ob er auch all die ihn bedrohenden Soldaten und die schwer bewaffneten Polizisten vor dem Haus gesehen habe. Sebastian war, aufgrund dieser unerwarteten Frage, völlig überrascht. Er glaubte, der Bruder erlaube sich einen

Scherz und wolle ihn auf seine Nüchternheit hin überprüfen. Dass er niemanden gesehen habe, antwortete ihm Sebastian. Dann gingen beide auf ihr Zimmer.

Am nächsten Tag begab sich Sebastian wieder in das Chaos der Hochschule, in der Hoffnung, er könnte in einem der Hörsäle doch noch einen freien Platz ergattern. Als er am Nachmittag nach Hause kam, erfuhr er von seiner Mutter, dass der älteste Bruder sich strikt weigere, irgendwelche Nahrung zu sich zu nehmen, da doch alles vergiftet sei. Er wolle ausschließlich noch Milch trinken, und zwar frisch von den Kühen. Für Sebastian stand jetzt fest, dass mit dem Bruder etwas geschehen war. Das Chaos war in seinem Gehirn ausgebrochen. Dies bestätigte sich dann auch abends, als er meinte, alle im Hause seien Spione, die nur das eine im Sinn hätten, ihn, so schnell wie möglich, zu verraten, um ihn anschließend der Polizei und den Soldaten auszuliefern. Instinktiv wusste jetzt jedes Familienmitglied, dass man den anscheinend unter Verfolgungswahn leidenden Bruder vor sich selbst schützen müsse. Ihn in ein Krankenhaus einliefern zu lassen, wäre für alle Beteiligten die beste Lösung. Am nächsten Tag versuchten sie, ihn dazu zu überreden, sich freiwillig behandeln zu lassen. Das sah er jedoch nicht ein und ergriff daraufhin mit dem Traktor die Flucht. Aus freien Stücken wollte er sich nicht einsperren oder untersuchen lassen. Dazu war er die Freiheit zu sehr gewöhnt. Über die neu entstandene Lage mit dem Bruder zu sprechen war unmöglich. Schon zu weit hatte er sich von der Wirklichkeit entfernt. Er hatte jeglichen Realitätssinn verloren. Nur noch Belagerer sah er in seiner Fantasiewelt. Zwar glänzten seine Augen noch, aber sie verrieten auch schon dieses Chaos, das sich in seiner Vorstellung abspielte und mit dem er zu kämpfen hatte. Diese Veränderung, die so plötzlich und unerwartet bei dem geliebten Bruder auftrat, war fast unerträglich. Gerne hätte man eingegriffen und ihm geholfen, sich von seinem Wahn zu befreien, aber es gab keinerlei Kontakt mehr. Alles, was einmal war, gab es nicht mehr. Alle Brücken zu ihm waren schon zerstört. Ein Zugang war nicht mehr möglich.

Von der Polizei wurde er dann einige Stunden später wie ein tollwütiges Tier eingefangen. Er war ja so muskulös, aufgrund seiner schweren, körperlichen Arbeit. Eine ganze Gruppe von Polizisten war dazu nötig, ihn zu überwältigen. In Handschellen wurde er zum Polizeiarzt geführt. Eine Beruhigungsspritze verabreichte ihm dieser. Durch das Betäubungsmittel erschlaffte seine gesamte Muskulatur. Schwach und zerbrechlich wurde dieser einst so stolze Körper. Das Strahlen seiner Augen erlosch. Zu einem Stück Fleisch, ohne Willen und Widerstand, wurde er. In so kurzer Zeit war er gebrochen worden. Ins Krankenhaus lieferte man ihn ein und am darauf folgenden Tag gab er den Geist auf.

Die Mutter und der Vater von Sebastian sahen die Hoffnung für den Hof entschwinden. In Schutt und Asche versanken all ihre Träume.

Irreversibel. Exitus.